

# Public Viewing



Nachbetrachtungen zu einer großen patriotischen Party  
Die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland

© Text und Fotos: Walter Kuhl 2006  
Originalfassung – 06.08.2006  
Überarbeitete Version 1.10 – 15.07.2011  
[http://waltpolitik.powerbone.de/pdf/tx\\_pview.pdf](http://waltpolitik.powerbone.de/pdf/tx_pview.pdf)

## **Deutschlands wiedergewonnenes Ansehen ist teuer gekauft**

Fußball ist, so legt es der Volksmund dem englischen Profi Gary Lineker gerne in den Mund, ein Spiel mit 22 Teilnehmern, dessen Witz darin bestehe, daß am Ende immer die Deutschen gewinnen<sup>1</sup>. Diese Behauptung entpuppt sich in der Regel schnell als Mythos, doch es ist ein Mythos, der sich hartnäckig hält. Als die junge Bundesrepublik noch damit beschäftigt war, das Großdeutsche Reich und die damit verbundenen Untaten kollektiv durch Nicht-Thematisierung<sup>2</sup> zu entsorgen, gelang es einer eingeschworenen Truppe rund um den Workaholic<sup>3</sup> Sepp Herberger, die Fachwelt in Erstaunen zu versetzen und die deutsche Nation mit Sinn zu erfüllen. Daß dieser Sinn gewiß nicht darin bestand, sich zu den eigenen Untaten zu bekennen, sondern darin, sich wieder der Weltgemeinschaft der Gerechten zugehörig zu fühlen, sei nur nebenbei angemerkt.<sup>4</sup>

Die Einführung der Bundesliga gab dem deutschen Fußball einen Schub, in dessen Sog sich die für internationale Wettbewerbe qualifizierten Mannschaften die nötige internationale Erfahrung zulegen konnten. Der Titelgewinn im Europapokal der Pokalsieger 1966 durch Borussia Dortmund und 1967 durch Bayern München korrespondierte mit der Vizeweltmeisterschaft 1966 in England. Hierbei muß angefügt werden, daß der Pokalsieger-Cup zur damaligen Zeit noch einen anderen Stellenwert besaß als in den 90er Jahren, als die besten Mannschaften Europas nur noch in der Champions League zu finden waren.

Es gewannen nun nicht immer die Deutschen. Gerade Borussia Mönchengladbach und später Bayern München mußten dies mehrfach erfahren. Die Überflieger der 70er und der ersten Hälfte der 80er Jahre waren nämlich nicht Ajax Amsterdam oder Bayern München, sondern der FC Liverpool. Der Siegeszug englischer Vereinsmannschaften endete jäh mit der Katastrophe im Heysel-Stadion 1985.

Die 80er Jahre waren ganz besondere Gurkenjahre des deutschen Fußballs. 1982 spielte sich die Nationalelf bei der Weltmeisterschaft von Skandal zu Skandal, 1986 reichte Minimalistenfußball aus, um das Endspiel zu erreichen, und selbst der deutsche Fußball des Jahres 1990 war trotz der Tatsache, daß die beste Mannschaft des Turniers auch den Titel gewann, keine Offenbarung. Während jedoch in anderen Ländern in den 90er Jahren eine Entwicklung stattfand, die zum heutigen Systemfußball führen sollte, verschlief das aufgrund der Wiedervereinigung Glückseligkeit inhalierende Land diese neue Tendenz. Aber – so schien es – wenn englische Mannschaften gegen deutsche antraten, dann wurde Linekers Bonmot Wirklichkeit, insbesondere beim Elfmeterschießen.

In den mehr als fünfzig Jahren nach dem “Wunder von Bern” entwickelte sich jedoch nicht nur der Fußball weiter. Sepp Maier spricht beispielsweise in Bezug auf die Europameister-Elf von 1972 von “Schlafwagenfußball”<sup>5</sup>; und wer sich die Spiele von damals anschaut, muß zugeben, daß heute ein ganz anderes Tempo gespielt wird. Während deutsche Mannschaften die 70er Jahre gleich reihenweise unsicher machten und beispielsweise 1979 drei der vier Halbfinal-Teilnehmer im UEFA-Cup stellten und 1980

gar das Halbfinale unter sich ausmachten, entwickelte auch die deutsche Politik neue Stärke. Die Ostpolitik der kurzen Ära Brandt wurde systematisch fortgeführt und mündete in den sechzehn düsteren Jahren des Aussitzerkönigs Helmut Kohl<sup>6</sup>. Doch der konnte seine ganze Erfahrung einsetzen, um die Gelegenheit, die sich 1989 bot, eiskalt auszunutzen. Mit der gewonnenen neuen nationalen Stärke, auch im internationalen Kontext, ging seine Regierung – im Gleichschritt mit den neoliberalen Auflagen des IWF und den Verteilungskämpfen in den einzelnen Teilrepubliken – gleich daran, Jugoslawien nach allen Regeln der Kunst systematisch zu destabilisieren<sup>7</sup>. So forsch, wie die Bundeswehr geradezu selbstverständlich in immer neuen Auslandseinsätzen trainiert wurde, spielten deutsche Fußball-Mannschaften zu dieser Zeit jedoch nicht. Berti Vogts' Europameisterschaft-Triumph von 1996 ist wohl eher als ein einzigartiges Mißverständnis zu betrachten, auch wenn Borussia Dortmund im Jahr darauf nicht einmal unverdient die Champions League gewann.

Inzwischen wurde das System Kohl durch frischen neuen Wind hinweggefegt. Gerhard Schröder und Joschka Fischer entledigten sich zunächst des nicht so richtig neoliberal gewendeten Oskar Lafontaine, um sofort danach das Kohl'sche Lebenswerk – die Zerstörung Jugoslawiens – zu einem ruhmreichen Ende zu führen. Es mußte schon ein Auschwitz halluziniert und ein Hufeisenplan erfunden werden, um auch das grüne Fußvolk bei Laune zu halten. Nachdem im Anschluß daran deutsche Soldaten eine Art Besatzungsregime im Kosovo errichten durften<sup>8</sup>, gab es eigentlich keinen vernünftigen Grund mehr, warum die Bundeswehr nicht auch andere Regionen dieser Erde befrieden, also unsicher machen, durfte. Allein – es fehlte der Anlaß, aber der kam so sicher, wie der globale Imperialismus seine Monster gebiert<sup>9</sup>, am 11. September 2001. Seither gibt es für deutsche Friedenstruppen keine No Go-Area mehr. Der neue Verteidigungsminister Peter Struck definierte nicht nur passende Verteidigungspolitische Richtlinien<sup>10</sup>, sondern befand ganz selbstverständlich, daß Deutschland in Zukunft am Hindukusch verteidigt werde. Sein Nachfolger Franz-Josef Jung<sup>11</sup> führte dieses friedliebende Werk fort und fand dann auch – neben den deutschen Rohstoffvorkommen im Kongo – den darauf aufbauend passenden Ort, geschichtsbewußt, wie er als Deutscher nun einmal ist, in bzw. um Israel<sup>12</sup>.

Deutschland ist bereit. Das zähe Ringen um einen ständigen Sitz im UN-Sicherheitsrat gehört genauso dazu, wie die höheren Weihen des Kardinal Ratzinger, der jetzt den deutschen Papst mimen darf. Was fehlte, war eine gute Image-Kampagne. Da traf es sich gut, daß der DFB mit seinem Frontmann Franz Beckenbauer die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 nach Deutschland holen konnte. Handelt es sich doch neben den Olympischen Spielen um die prestigeträchtigste Veranstaltung auf diesem Planeten. Und so ging man und frau frohgesinnt ans Werk, den Deutschen und dem Rest der Welt Scheiße für Gold zu verkaufen. Allein das Motto der Veranstaltung müßte bei jeder und jedem halbwegs nachdenkenden Menschen entweder Lachkrämpfe oder unbändigen Zorn hervorrufen: *Die Welt zu Gast bei Freunden*. So als gäbe es das deutsche Abschieberegime nicht,



dem immer wieder Migrantinnen und Migranten zum Opfer fallen<sup>13</sup>. So als gäbe es keine No Go-Areas, in die sich nichtdeutsch aussehende Menschen besser nicht verlaufen sollten<sup>14</sup>, was insofern bizarr ist, weil es für oliv uniformierte Deutsche derartige No Go-Areas gerade in den Ländern, aus denen Menschen nach Deutschland flüchten, nicht gibt.

Nach den Kosten der Fußball-Weltmeisterschaft zu fragen, könnte gedanklich leicht ins falsche Fahrwasser abdriften. Allenthalben tönt es uns ja entgegen, daß die Kassen leer seien, vorzugsweise dann, wenn sinnvolle soziale und kulturelle Projekte gefördert werden sollen, oder dann, wenn irgendein Haushalt im Sinne neoliberaler Gesundheitsbeter und zugunsten notleidender, oftmals euphemistisch "mittelständisch" genannter Firmen saniert werden soll. Natürlich ist Geld da. Die Bundeswehr-Milliarden werden genauso wenig angetastet wie die Steuergeschenke für die Klientel, welche in Parlamenten und Regierungen vorzugsweise vertreten wird. Da sich aber Sozialklimbim betriebswirtschaftlich nicht rechnet, muß er weg. Im Gegenzug werden die Prestigeobjekte der deutschen Bourgeoisie ausgiebigst bewässert, was im Falle des *public viewing* in der sogenannten "Mainarena" in Frankfurt dann auch sinnlich erfahrbar gemacht wurde.

Was hat die Fußball-Weltmeisterschaft also gekostet? Diese Frage ist insofern von Relevanz, weil klar ist, daß sie weitestgehend aus Steuermitteln finanziert wurde. Die Frage, wer den Nutzen dieser Ausgabenpolitik profitabel einstreichen darf, schließt sich zwangsläufig an. Selbstverständlich gibt es wie in jeder guten transparenten Demokratie keine offen gelegten Zahlen.

Jens Weinreich ist in der Berliner Zeitung dieser Frage nachgegangen. Er geht von 3,7 Milliarden Euro für aus öffentlichen Kassen gezahlten Infrastruktur-Maßnahmen wie Autobahnen und Bundesstraßen aus, worüber sich die Automobillobby garantiert gefreut hat. Bei den Gesamtkosten der Stadionneubauten bzw. -ausbauten von rund 1,6 Milliarden Euro beträgt der öffentliche Anteil 874 Millionen Euro. Weitere 640 Millionen Euro werden von den WM-Städten aufgebracht. Für die umfassenden Sicherheitsmaßnahmen müssen mehrere hundert Millionen Euro veranschlagt werden. Die Steuerbefreiung für die FIFA und die teilnehmenden Verbände schlägt mit einer dreistelligen Euro-Summe zu Buche. Dann gibt es noch verkappte Subventionen, die von halbstaatlichen Firmen als Sponsoring deklariert werden (Deutsche Bahn, Telekom, Oddset, Postbank, EnBW). ARD und ZDF subventionieren mit Rundfunkgebühren in Höhe von 180 Millionen Euro für die Übertragungsrechte und noch einmal einer ähnlichen Summe für die technischen Kosten den WM-Betrieb. Alles in allem dürften rund 6,5 Milliarden Euro für einen Monat Spaß und Spiele geflossen sein.<sup>15</sup> Normalerweise lassen sich derart gigantische Parties auch kostengünstiger organisieren.

Kein Wunder, daß rund 15.000 Helferinnen und Helfer benötigt wurden, die durch ihre ehrenamtliche und selbstlose Arbeit den Organisatoren erst den nötigen Gewinn eingebracht haben. Die Begeisterungsfähigkeit vieler Menschen wurde exakt kalkuliert und gnadenlos ausgebeutet. Daher soll alleine die FIFA fast zwei Milliarden Euro eingenommen haben, von der Hotelbranche und den vielen an das Vermarktungssystem angeschlossenen Firmen einmal ganz zu schweigen<sup>16</sup>. Und die Sponsoren, die jede

Fußballübertragung so penetrant begleitet haben, wollen natürlich auch ihre Rendite sehen.

Ein hübsches Beispiel für den wahren Gehalt des sportlichen Events lieferte die Nachrichtenagentur afp am 31. Juli 2006: "Die Fußball-Weltmeisterschaft hat deutschen Hotels einen Kick gegeben. Obwohl die Zimmerauslastung im WM-Monat Juni zurückging, machten die Hoteliers mit saftigen Aufschlägen auf die Zimmerpreise ein Plus, wie der Hotelverband Deutschland am Montag mitteilte. Im Schnitt mussten Gäste für ein Zimmer im Juni 113 Euro hinblättern, das waren fast 42 Prozent mehr als noch im Juni 2005. Die Zimmerauslastung sank im WM-Monat um 2,7 Prozent. Die ausländischen Gäste konnten den Einbruch bei Geschäftsreisen und Tagungen nicht wettmachen. Die Branche hofft nun, dass sich dieser WM-Schwung nachhaltig in einen dauerhaften Standortvorteil umsetzen lässt, so Hotelverbands-Chef Fritz Dreesen."<sup>17</sup> Tja, die Welt ist halt zu Gast bei Freunden; aber Freundschaft hört bekanntlich beim Geldverdienen auf. Das Gewäsch vom Standortvorteil ist jedoch nicht ernst zu nehmen. Die Gäste, die für ihr Fußballvergnügen saftige Preise lohnen mußten, kommen bestimmt nicht so schnell wieder.

Während dessen beklagt der Einzelhandel einen – wenn, nur leichten – Zuwachs im Juni-Geschäft. Danach habe, so das Statistische Bundesamt, der Einzelhandel im Juni nominal 0,4 Prozent mehr und real 0,4 Prozent weniger umgesetzt als im Vorjahresmonat. Allerdings stiegen die Umsätze im Vergleich zum Mai 2006 real um 1,9 Prozent.<sup>18</sup> Das ist ja auch eigentlich logisch: Wenn Millionen vor der Glotze sitzen oder beim *public viewing* Party feiern, dann bleibt eben weniger Zeit, das Geld dem Einzelhandel zu überlassen. Abgesehen davon: Nach den üblichen Regeln kapitalistischer Ökonomie kann Geld, das für Tickets im Vorverkauf oder auf dem Schwarzmarkt verwendet wird, nicht noch einmal beim banalen Shopping ausgegeben werden.

Eine Branche mußte jedoch offen den geschäftsschädigenden Charakter des großen Fußballfestes nüchtern konstatieren. Im Juni 2006 verzeichnete die deutsche Musikbranche einen Geschäftsrückgang um fast 27 Prozent im Vergleich zum Vorjahresmonat, und diese Tendenz setzte sich im Juli mit einem erneuten Minus von 20 Prozent fort. Und dies trotz der zahlreichen WM-Hits von Xavier Naidoo, Herbert Grönemeyer, den Sportfreunden Stiller und anderen.<sup>19</sup>

Also, halten wir fest: die Fußballweltmeisterschaft war ein großes Fest, das alleine zum Zwecke des Geldverdienens veranstaltet wurde. Daß nebenbei auch Fußball gespielt wurde, hat wenig mit den Motiven der Austragung des Events zu tun, jedoch mehr mit der Erwartungshaltung des Publikums. Wenn es diesem dann zu langweilig wurde – und das kam häufiger bei den im Umfang aufgeblähten 64 Spielen vor –, dann feierte das Publikum lieber sich selbst und ignorierte das Ballgeschiebe auf dem künstlich in Rollen verlegten Rasen. Und dann ging auch noch die Party ab, was zu einem gewissen Teil dem von den Organisatoren des Events vorsorglich eingerichteten *public viewing* geschuldet war.



Gerüchte wie das, daß die FIFA zudem mit Steuermitteln das schöne Fußballwetter eingekauft habe, entbehren hingegen jeglicher Grundlage. Doch das Wetter war für die Verkündung der Werbebotschaft (der politischen wie der kommerziellen) nützlich: lauter fröhliche Menschen genossen die Sonne und fragten nicht danach, warum ihnen eine gigantisch teure Party zur Verfügung gestellt wurde. Der Alkohol floß in Strömen, ganz nach dem Motto "Keine Macht den Drogen", doch zumindest laut offizieller Berichterstattung hielt sich das männliche Gewaltpotential in Grenzen. Ob dies am gigantischen Sicherheitsaufwand lag oder einfach nur daran, weil im überkandidelt fröhlichen Deutschland keine und niemand so recht Trübsal blasen wollte ... wer weiß das schon?

Allerdings ist die Frage erlaubt, wieviel Beklopptheit man und frau mitbringen muß, um die blöde herumhampelnden HR3-Moderatoren auf ihrer Bühne in der Mainarena witzig oder zumindest unterhaltsam zu finden. Ganz zu schweigen davon, wieviel Selbstverarschung eigentlich dazu gehört, sich auf die *giveaways* der HR3-Bühne zu stürzen, um anschließend mit roten Patschehändchen winkend dem nervigen Sound zu folgen. Um das Publikum zu diesem Unfug zu motivieren, wurde eine Kamera über ausgewählte Fanblöcke geschwenkt, die, weil sie sich selbst auf der digitalisierten Leinwand mitten im Fluß wiedererkennen konnten, vor Begeisterung umso mehr klatschten und grölten. Ballermann at home, fleißig eingeübt in unzähligen Konzerten, Fernsehshows und anderen Lifestyle-Events. Das Leben ist hart; aber daß es so hart und dabei so attraktiv ist, sich selbst auf eine derart fremdbestimmt durchgestylte Art zu feiern, das läßt tief in die mentale Verfassung der Bundesrepublik Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts blicken. Irgendwie scheint das Wort Selbstachtung ein Fremdwort geworden zu sein.

Wie sehr die Kommerzialisierung des Ich selbst in betont antikommerziellen Kreisen vorangekommen ist, mag folgendes Beispiel verdeutlichen. In der antifaschistischen Zeitung "für Abseitsfallen und gegen Rechtsaußen – 100% FIFA-free" *Enough is enough* fällt mitten in einer Argumentation gegen den "Du bist Deutschland"-Nationalismus der Satz: "Als Fußballfan freue ich mich sicherlich auf tollen Fußball und spannende Spiele."<sup>20</sup> Und im Editorial heißt es noch deutlicher: "Wir machen diese Schwerpunktausgabe von *Enough is enough*, weil wir als AntifaschistInnen bei der WM Ronaldinho zaubern sehen wollen, aber keinen Bock darauf haben, dass die WM zu einem nationalistischen Hype und zur Militarisierung der Spiele und der Gesellschaft genutzt wird."<sup>21</sup> So, als gehöre das eine nicht mit dem anderen zusammen. Ronaldinho "zaubert", weil er als Kommerzprodukt den globalen Markt zu bedienen hat. Der "tolle Fußball" ist ein warenförmig organisiertes Produkt, bei dem wir sogar die Richtlinien vorgesetzt bekommen, was als schöner und guter Fußball zu gelten hat. Ronaldinho zaubert – wie weit von einer rassistischen (oder abgemildert: kulturalistischen) Zuschreibung ist eine solche Bemerkung entfernt? Und: eine Fußball-Weltmeisterschaft ist nun einmal per definitionem ein nationalistisches Ereignis. Welche Freude soll denn da aufkommen? Irgendwie sind derartige "linke" Lippenbekenntnisse doch arg undurchdacht und zeugen davon, daß man und frau dem nationalistischen Treiben zwar gerne zuschaut, aber es innerlich auch irgendwie verabscheut. Das erinnert doch sehr an die Äußerung: "Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß."

Vielleicht sollte ich auf den ehemaligen brasilianischen Fußballstar Garrincha verweisen, der auf seine Weise dem kommerziellen Treiben um seine Person zu entkommen trachtete. Es ranken sich so manche Legenden über seine Einfältigkeit, Interesselosigkeit und mangelnde Intelligenz um ihn. Doch, genau betrachtet, spricht hieraus eine andere – eben nicht warenförmige – Denkstruktur. Garrincha, so der uruguayische Schriftsteller Eduardo Galeano, "war der Mann, der am meisten Freude schenkte in der Geschichte des Fußballs."<sup>22</sup> Der lustigste Vogel der Fußballgeschichte taugte jedoch vor allem für eines, nämlich für eine Mythisierung des Ballsports. Ohne derart lustige Vögel, welche die Menschen von den Sitzen reißen, würde dem kapitalistisch organisierten Sport etwas fehlen: das Menscheln. Galeano resümiert: "Garrincha starb seinen Tod: arm, im Suff und einsam."<sup>23</sup> Doch auch diese Bemerkung wird dem besten Fußballer der Weltmeisterschaft von 1962 in Chile nicht gerecht.

Garrincha spielte Fußball zwar auch, um Geld zu verdienen. Doch Geld, so eine der Legenden, war ihm egal, es lag unter dem Obst in der Schale und flog in einzelnen Scheinen im Haus herum. Er benötigte es dennoch für einen Lebensstil, in dem er sich selbst versuchte wiederzufinden. Aber Fußball spielte er am liebsten dort, wo er mit seinen Kumpels zu Hause war, und die Legenden haben ihre Ursache nicht zuletzt darin, daß er sich der kapitalistischen Arbeitsethik zu verweigern suchte. Das ist natürlich einfältig und zeugt von mangelnder Intelligenz! Er spielte nämlich lieber ohne den Druck des Gewinnen-Müssens und ohne die Treter, die seine Knochen gezielt malträtierten<sup>24</sup>. Ein Ronaldinho geht jedoch ins Stadion, weil er ein Entertainer ist. Er gibt dem Publikum das, was es sehen will – und kassiert. Das ist nicht verwerflich, macht jedoch deutlich, daß das "Zaubern" des brasilianischen Magiers ganz und gar nicht edle Motive besitzt. Es ist einfach Mittel zum Zweck.

## **Entwicklungstendenzen des Fußballs**

Es wäre zu einfach, den bei der 18. Fußball-Weltmeisterschaft gezeigten Sport als Stagnation oder gar als Rückwärtsentwicklung in die finsternen Zeiten des Catenaccio zu deuten. Die Entwicklung des Fußballs als Sport, als Event und als kommerzielles Unternehmen schreitet unbeirrbar voran. Wer dies nicht sieht oder nicht sehen will, begreift nicht, daß es keinen "reinen" Sport in einem kapitalistischen Umfeld geben kann<sup>25</sup>. Alles, was die Massen anzieht, alles, was sich bei den Massen vermarkten und verwerten läßt, wird unbarmherzig der Kommerzialisierung unterworfen. Man und frau kann das bedauern, aber das ist der Lauf der Welt. Fußball ohne sein kommerzielles Umfeld wäre allerdings im Verlauf der letzten einhundertvierzig Jahre wohl eher eine Randsportart geblieben. Und es darf nicht vergessen werden, daß die Einbindung dieses Sports in sein monetäres Milieu auch bestimmte Entwicklungen gefördert hat, die wir heute noch als positiv ansehen. So ist die Revision der Abseitsregel 1925 eine wichtige Folgerung aus einem damals stagnativen Spiel gewesen. Als in den 1960er Jahren Einwechslungen möglich wurden, diente dies zwar vordergründig der Gerechtigkeit, vor allem dann, wenn es die gegnerischen Teams darauf anlegten, durch üble Fouls eine Mannschaft zu dezimieren. Andererseits wurde damit auch einer Entwicklung Vorschub geleistet, die wir heute bei drei möglichen Einwechslungen vorfinden - erst dadurch wird ein dynamischeres Spiel möglich.

Ob gelbe und rote Karten, Elfmeterschießen anstelle von Wiederholungsspielen oder Losentscheiden, "passives Abseits", Sitzplatzstadien oder gar die Macht der FIFA oder der Medienkonzerne wirklich sinnvoll und im Sinne eines ästhetischen Spiels wirklich effektiv sind, wäre zu diskutieren. Aber die Nase über den Fußballkommerz zu rümpfen, ist einfach rückwärtsgewandt. Auch der Fußball und sein Milieu sind keine heimelige Insel, die uns vor den Katastrophen des kapitalistisch und warenförmig organisierten Alltags bewahren könnten. Das eine gibt es nicht ohne das andere.

Ließ uns die Europameisterschaft 2000 noch die Hoffnung, daß die Zukunft vielleicht doch wieder dem offensiven Fußball gehören könnte – damals zelebriert von Frankreich, Portugal und den Niederlanden im Gegensatz zum biedereren, einfallslosen und tumben Rumpelkick der deutschen und englischen Nationalmannschaft –, so wurden wir in den folgenden Turnieren wieder auf den Boden der Tatsachen zurück geholt. Das Endspiel von Yokohama im Jahr 2002 zwischen den mit angezogener Handbremse immer noch effektiv spielenden Brasilianern gegen eine Mannschaft, die in der spanischen Presse charakterisiert wurde, sie spiele irgendetwas, aber gewiß keinen Fußball<sup>26</sup>, wies den Weg zur Europameisterschaft 2004. Griechenland gewann nicht etwa den Titel, weil die Mannschaft von Trainer Otto Rehhagel überirdisch spielte, sondern weil sie im richtigen Moment fit genug war, um sich im Konzert des Durchschnitts durchzusetzen.

Hier wäre zu bedenken, daß die europäische (aber auch die südamerikanische) Fußballsaison nicht nur immer ausgedehnter wird; sie wird auch intensiver. Das Experiment mit der Champions League, nach der Vorrunde noch eine Zwischenrunde einzulegen, bevor der Sieger im KO-Modus ermittelt wird, scheiterte ja nicht an mangelnden



Zuschauermassen oder Werbeeinnahmen, sondern schlicht daran, daß auch Fußballspieler einmal eine Pause zur körperlichen und mentalen Reproduktion der eigenen Kräfte benötigen. Je kürzer die Pausen, desto mehr besteht die Gefahr, daß die Spieler dann, wenn es darauf ankommt, einfach ihre Leistung nicht mehr abrufen können, wie es so unschön heißt. Als zusätzliches Moment kommt hinzu, daß der moderne Systemfußball mit Viererkette und erhöhter Laufbereitschaft ganz andere Anforderungen an die Spieler stellt, eine Belastung, die nicht beliebig zu steigern ist. Uli Hoeneß und erst recht die Manager der großen Vereinsmannschaften stehen also vor dem Dilemma, sich zwischen dem aufgeklärten Eigeninteresse und dem kurzfristigen Profit entscheiden zu müssen – in gewisser Weise zwischen dem überholten Fortismus und der neoliberalen Betriebswirtschaftslogik.

Die Weltmeisterschaft von 2002 war hier ein eindeutiges Warnzeichen. Welt- und Europameister Frankreich schied ohne ein einziges geschossenes Tor kläglich in der Vorrunde aus, aber auch die Spanier, Portugiesen und Italiener scheiterten – an Südkorea. Nun können wir ganz sicher davon ausgehen, daß der südkoreanische Fußball auch im Jahr 2002 kein Weltklasseniveau besaß. Was diese Mannschaft jedoch auszeichnete, war nicht nur eine enorme Laufbereitschaft und eine gewisse technische Fertigkeit. Entscheidend war, daß die Spieler einfach nicht “verbraucht” waren. Als Pointe mag hier festgehalten werden, daß der eine oder andere Schiedsrichter den Südkoreanern hilfreich zur Seite stand. Aber gerade Italiens Kicker haben hier keinen Grund zur Klage. Denn erstens sind sie Spezialisten dafür, sich durchzumogeln und dabei auch vor versteckten Fouls nicht zurückzuschrecken, und zweitens war der italienische Sturm schlicht eine katastrophale Fehlbesetzung, was allerdings mit dem taktischen Konzept von Giovanni Trapattoni zusammenhängen mag. Jeder Stürmer muß “verhungern”, der in einer Mannschaft mit klarer Defensivausrichtung spielt.

Es mußten erst die Rumpelfüßler aus Deutschland kommen, um eine dann schon ausgebrannte südkoreanische Mannschaft auszuhebeln. Daß die Rumpelfüßler es allerdings überhaupt bis ins Halbfinale schafften, verdankten sie nicht nur Oliver Kahn (und Michael Ballack, das wird gerne übersehen). Die Deutschen hatten es einfach mit dritt- oder gar viertklassigen Gegnern zu tun – und da konnte sogar Rudi Völlers Truppe mithalten<sup>27</sup>. Symptomatisch für das deutsche Spiel jedoch waren zwei Momente, in denen der Turbo angeworfen wurde. Wenn die Mannschaft auch keine wirkliche Klasse besaß, so hatte sie sich in einem Punkt schon auf den Charakter des sich herausbildenden Systemfußballs eingestellt. Wie kaum eine andere Mannschaft war und ist sie in der Lage, eine begrenzte Zeit komplett über ihre Verhältnisse zu pötern, nicht zu spielen.

Als erste durften die Ukrainer im Relegationsspiel im November 2001 in Dortmund erfahren, was das heißt, als sie binnen einer Viertelstunde vom Platz gefegt wurden. Der Auftaktgegner der Weltmeisterschaft 2002, Saudi-Arabien, gab eine prima Aufbauhilfe ab und wurde binnen weniger Minuten zerlegt. Allein daraus zog das gesamte Team Kraft und Motivation, auch dann durchzuhalten und zu gewinnen, wenn es einmal nicht so richtig laufen sollte. Irland, Kamerun, Paraguay und die USA waren nicht unbedingt schlechter, aber dem deutschen Nichtfußball einfach nicht gewachsen. Da mußte erst Brasilien kommen, um die Deutschen, die auf einmal brasilianisch spielten, mit den

deutschen Tugenden und einem abgeklärten Ronaldo zu besiegen<sup>28</sup>.

Zwei Randbemerkungen hierzu. Im US-amerikanischen Motorsport gibt es die Möglichkeit, für einen begrenzten Zeitraum dem Motor zusätzliche Power zukommen zu lassen. Hier wird die kurzzeitige Intensivierung des Sports akzeptiert, aber reglementiert. Im Champions League Finale von 2005 zündete der FC Liverpool seinen Booster kurz nach der Halbzeitpause und gewann dann, welche Ironie!, durch Elfmeterschießen.

Die Europameisterschaft 2004 brachte etwas ans Tageslicht, was fast schon wieder regelwidrig war. Griechenland spielte nämlich nicht den defensiv orientierten Systemfußball, der sich in den 1990er Jahren herausgebildet hat, gegen die Mannschaften, welche ihn verinnerlicht hatten. Otto Rehhagel tat das einzig Vernünftige mit einer Mannschaft, die streng genommen den Anforderungen an eine Europameisterschaft nicht gewachsen war<sup>29</sup>. Manche Trainer bauen sich eine Mannschaft nach ihren Vorstellungen zusammen und sind damit manchmal auch erfolgreich – Johan Crujff etwa mit dem FC Barcelona Anfang der 1990er Jahre. Da muß alles zusammen passen: das Umfeld, die Spieler, die Kommunikation, die Spielintelligenz, der Trainer<sup>30</sup>. Oder aber ein Trainer findet etwas vor und bastelt sich daraus eine Strategie. Dabei lebt er natürlich auch von den Schwächen der Gegner, die ja nur darauf warten, analysiert zu werden. Die griechische Nationalmannschaft verkörpert den zweiten Typus und orientierte sich an der Sturmschwäche und der defensiven Ausrichtung ihrer Gegner. Manchmal reicht das. Mit etwas mehr Glück hätte das schon 2002 in Yokohama gelingen können, etwa als Oliver Neuilles Freistoß gerade noch durch die Fingerspitzen des brasilianischen Torwarts an den Pfosten gelenkt werden konnte.

Aber auch 2004 zeigte sich: es war das Ende einer langen Saison und die Spieler waren entsprechend müde. Ronaldinho, der Zauberer, war sehr müde.

Jürgen Klinsmann hat hieraus für die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 gelernt. Er verordnete der deutschen Mannschaft ein zeitlich limitiertes Fitnessprogramm, wohl wissend, daß seine Jungs den wirklich starken Gegnern technisch und spielerisch unterlegen sein würden. Einem Gegner nämlich, der bis zur Erschöpfung berannt wird, fehlt die Frische, um sein eigenes Spiel durchzuziehen und im geeigneten Moment auf den entscheidenden Spielzug zu warten. Wenn es stimmt, daß der moderne Systemfußball von den Fehlern des Gegners lebt, nicht aber von einer eigenen Entwicklung und Dominanz des Spiels, dann kann eine solche Ermattungsstrategie sehr erfolgreich sein. Polen, aber auch Argentinien waren die Opfer dieser Spielweise, während Costa Rica und Schweden eher vom Überfallkommando besiegt wurden.

Wirklich offensiv hat keine Mannschaft bei dieser Weltmeisterschaft gespielt. Nur da, wo der Gegner es zuließ, wurde eine gewisse Dominanz sichtbar, die sich dann auch in Toren niederschlug. Etwa Brasiliens 4:1 gegen aufmüpfige Japaner, die das Sakrileg der Majestätsbeleidigung begangen hatten, als sie das 1:0 herauschossen. Oder Argentinien 6:0 gegen vollkommen überforderte Spieler aus Serbien und Montenegro, ein Ergebnis und eine Spielweise, die Argentinien zum Titelfavoriten werden ließ, was jedoch eine gravierende Fehleinschätzung war. Entscheidend ist nämlich nicht, wie

man gegen die Underdogs brilliert, sondern ob und wie man gegen die ganz Großen sein eigenes Spiel entwickeln kann. Hätten diejenigen, die Argentinien zum Favoriten erklärten, das Spiel gegen die Elfenbeinküste genauer analysiert, dann hätten sie sehen müssen, wo die Schwächen der Mannschaft lagen. Die deutsche Nationalelf hat sie dann bloßgelegt, allerdings mit gütiger Hilfe von Trainer José Pekerman, der viel zu früh seine offensivsten Spieler vom Platz nahm. Man muß italienischer Nationaltrainer sein, um sich so etwas erlauben zu können.

Also, was bleibt? Mannschaften, die nie und nimmer in dieses Turnier gehört hätten, wie Serbien/Montenegro, die Ukraine, Costa Rica, Iran, Südkorea und Japan, Saudi-Arabien, Tunesien, die USA, vielleicht Togo, obwohl im Falle Togos andere Faktoren eine Rolle spielten. Aber die Exoten werden ja aus FIFA-internen Proporzgründen und angesichts weltweiter Fernsehrechte benötigt, damit die Kassen der FIFA, der beteiligten Nationalverbände und die des Gastgebers so richtig klingeln können. Vergessen wir nicht die Sponsoren, die natürlich für ihr Sponsoring eine angemessene Rendite erwarten, und die Fernsehsender, die schließlich in erster Linie den Aktionären und erst nachrangig dem schaulustigen Publikum verpflichtet sind. Bemerkenswert ist hierbei der deutsche Weg, die Kosten der Fußball-WM mittels einer Quersubventionierung über die Rundfunkgebühren für ARD und ZDF wieder einzuspielen.

Allerdings hätte man und frau ähnliches, also nicht WM-reif zu sein, auch von Angola, Australien oder gar Trinidad und Tobago sagen können. Im voraus ist eben nicht klar, welche Teams eine positive Eigendynamik entwickeln. Südkoreas Durchmarsch ins Halbfinale 2002 mag ein exotischer Sonderfall gewesen sein, aber bemerkenswert ist schon, daß die Mannschaft der kleinen Insel vor der Küste Venezuelas zum besonderen Liebling werden konnte, nur weil sie tapfer und eine Halbzeit in Unterzahl drückend überlegenen Schweden ein torloses Unentschieden abgetrotzt hatte. Noch bemerkenswerter ist allerdings, daß eine im Grunde von rassistischen Dünkeln nicht freie Nation die Mannschaft Ghanas anfeuerte, was die Spieler auf dem Platz in ungläubiges Staunen versetzt hat. Damit das nicht allzusehr auffiel, verfiel die deutsche Anfeuerungsnation in den Sprechgesang: "Steht auf, wenn ihr Ghana seid!"

Manchmal war die Welt tatsächlich zu Gast bei Freunden. Das verschlafene Kaiserslautern profitierte von den fröhlichen australischen Fans, die ihre Kängurus gleich ins Stadtbild mitbrachten und die es wohl nicht glauben wollten, daß ihre Mannschaft Fußballgeschichte schrieb. Doch die Pfeifkonzerte in den deutschen Spielen gegen Argentinien oder Portugal zeigten dann doch wieder den deutschen Normalfall; und symptomatisch war, daß das Pfeifen auch beim Abspielen der Nationalhymnen nicht aussetzte. Und hierbei war ganz sicher nicht ein aufgeklärter Internationalismus, dem jede nationale Attitüde fremd ist, der ausschlaggebende Grund.

Die Klagen über die langweilig agierenden und überhaupt nicht offensiven Holländer oder über den Bürokratenfußball Brasiliens ohne jeden exotischen Ballzauber verkennen, daß die fußballerische Entwicklung diese positiven Tugenden derzeit nicht zuläßt. So wenig, wie der Kapitalismus das Geldausgeben als Zweck an sich begreift, so wenig gibt es einen Grund, mehr in ein Spiel zu investieren als unbedingt erforderlich. Was im konkreten Fall erforderlich ist, erweist sich auf dem Platz. Argentinien pokerte

hier im Viertelfinale falsch und flog aus dem Turnier. Brasilien wirkte gegen Ghana überheblich, hatte jedoch seine pummeligen Geheimwaffen und den Schiedsrichter bei der Anerkennung des Abseitstores zum 2:0 auf seiner Seite. Frankreich zockte fast richtig, als sich das Team darauf verließ, es sei besser, sich im Verlauf des Turniers zu steigern, als umgekehrt. In der Tat wirkten nicht nur die Italiener im Halbfinale und Finale ziemlich platt, sondern auch die deutsche Mannschaft kurz vor dem entscheidenden Tor durch Fabio Grosso.

Worauf läuft meine Argumentation hinaus? Dem auf großen Turnieren gespielten Fußball fehlt deshalb weitgehend jede Ästhetik, weil am Ende einer langen und kräftezehrenden Saison spielerische Glücksmomente nur dann noch gezeigt werden können, wenn genügend Luft, genügend Kraft und ein klarer Ergebnisstand das zulassen. Wenn zunächst einmal die Null stehen muß, dann vermeidet jedes Team den entscheidenden Fehler. Um die Fehler zu erzwingen, sind entweder permanentes Pressing möglichst schon in des Gegners Hälfte vonnöten oder permanentes Anrennen in der Hoffnung, daß sich irgendwann einmal zufällig eine Lücke auftut. Das Problem ist dann, aus dieser Lücke auch etwas zu machen. In dieser Hinsicht zeigten die Fußballer bei der Weltmeisterschaft 2006 teilweise haarsträubende Stockfehler. Diese sind jedoch nicht Ausweis fehlender spielerischer Klasse, sondern einer Spielweise geschuldet, die das individuelle Moment systematisch und eigentlich auch per definitionem vernachlässigt. War für Berti Vogts schon 1996 beim Gewinn der Europameisterschaft das Team der Star, so gilt dies heute erst recht. Nur wenn alle Teile des Systems zusammenwirken, ist der Erfolg möglich. Individualisten fallen dann nur noch durch "unbeherrschtes" Foulspiel auf.

Überhaupt - die Fouls. Auch wenn die Schiedsrichter nach Maßgabe der FIFA fleißig im Verteilen gelber und roter Karten waren, so hielten sich doch die sichtbaren brutalen Fouls in Grenzen. Eher war eine gewisse Hinterhältigkeit zu beobachten. Es wurde getreten wie immer, nur anders. Das Treten wird perfektioniert und – daran habe ich keinen Zweifel – auch systematischer einstudiert. Die Art und Weise, wie Spieler gezielt mit beiden Füßen angesprungen werden, wie "rein zufällig" auf den Schuh getreten wird oder wie gezielt durch ein Zucken des Fußes die gegnerische Wade getroffen wird, läßt gar keinen anderen Schluß zu. Die beliebten Ellenbogenchecks wurden zwar auch gesehen, waren der FIFA aber wohl zu offensichtlich. Schließlich soll ja nicht nur die Welt zu Gast bei Freunden sein, sondern überhaupt soll der Fußball als ein weitgehend gewaltfreier Sport präsentiert werden, der familientauglich ist und deshalb auch im Vorabendprogramm gezeigt werden kann. Aus eben diesem Grund hat sich Zinédine Zidane<sup>31</sup> dann auch für seinen Kopfstoß gegen Marco Materazzi im Finale entschuldigt, wohlgermerkt nur "bei den Kindern, die das gesehen haben."

Bedauern hingegen wollte er seine Handlung nicht<sup>32</sup>. Schließlich hatte Materazzi die Ehre seiner Schwester oder seiner Mutter (so genau wissen wir das nicht<sup>33</sup>) durch beleidigende Äußerungen verletzt. Und wo ein Mann sich in seiner Ehre verletzt sieht, da sieht er rot<sup>34</sup>. Zum Glück hatte er keine andere Waffe als seinen Kopf zur Verfügung; in den rauhen Tagen des unorganisierten englischen Fußballs des 16. oder 17. Jahrhunderts beispielsweise hätten sich Mittel und Wege gefunden, den Übeltäter ganz elegant aus dem Weg zu räumen: "Zwar bemerkte Samuel Rowlands im Jahr

1600 giftig, die unteren Klassen seien einzig dann überlegen, wenn man eine Sache beim Fußball per Schienbeinschlagen austrage [...], doch die Männer aus vornehmeren Kreisen wussten genauso Wege und Mittel, sich beim Spiel durchzusetzen. Sie brachten zum Fußball-Duell nicht nur, wie das früher oft üblich war, ihre Messer mit, sondern sogar die neuerdings gebräuchlichen Schusswaffen. 1601 eröffneten die Gegner, als bei einem Match in Lochton (Berwickshire) ein Streit ausgebrochen war, mit Pistolen und Arkebussen das Feuer aufeinander. So etwas war kein Einzelfall.“<sup>35</sup> Die Entschuldigung hingegen von Luis Figo für seinen Kopfstoß gegen Mark van Bommel im Achtelfinal-Spiel gegen die Niederlande steht noch aus, aber womöglich verweigert sich der portugiesische Ausnahmefußballer der von der FIFA gewünschten familiären Eventästhetik. Abgesehen davon war dieses Spiel mit seinen vier Platzverweisen und acht gelben Karten einer mittelalterlichen Rauferei durchaus würdig<sup>36</sup>.

Was wird uns demnach die Zukunft bringen? Seien wir realistisch. Spielerische Elemente wie bei Brasiliens Triumphen 1958 oder 1970 (aber auch beim frühzeitigen Ausscheiden 1982), bei Deutschlands Traumfußball vor und während der Europameisterschaft 1972, oder auch beim holländischen “totalen Fußball” von 1974 werden wir in Zukunft nur löffelweise erleben. Der abgezockte Fußball von heute wird in seiner Systematik erstarren. Es wird zwar intensiv gepowert, aber dadurch werden fußballästhetische Momente auch verunmöglicht. Das liegt in der Natur der Sache. Und dennoch, so wage ich zu behaupten, ist ein anderer Fußball möglich. Dieser andere Fußball besitzt jedoch seine Unwägbarkeiten: gelockerte Abwehr, erhöhter Aufwand beim Erreichen des gegnerischen Strafraums. Dennoch ist es ja möglich, eine Vierer-Abwehrkette gezielt auszuhebeln; und genau hier müßte ein Trainer ansetzen, der mit offensivem Fußball erfolgreich sein will. Jürgen Klinsmann und Joachim Löw haben dieses Mittel gewählt, weil und obwohl ihre Spieler diese spielerische Klasse nicht besitzen. Was geschähe aber, wenn ein Trainer den Mut aufbrächte, mit Klasespielern genau diesen Weg zu beschreiten? Es wäre eine Revolution! Allerdings sind Revolutionen im Kapitalismus nur dann vorgesehen, wenn sie dem Geschäftszweck dienen, also: den Profit erhöhen. Solange es erfolversprechender ist, die Räume dicht zu machen und auf den Fehler des Gegners zu warten, solange wird sich nichts zum Besseren wenden. Im Moment paralisieren die Abwehrreihen die Angriffsbemühungen. Und deshalb hat immer wieder ein Außenseiterteam die Chance, in einem Turnier ganz weit zu kommen. Schauen wir also, was uns die Europameisterschaft 2008 in der Schweiz und Österreich in dieser Hinsicht zu bringen vermag.

Ein neues fußballerisches Paradigma wird es wohl erst dann geben, wenn sich auch die gesellschaftlichen, die sozialen Verhältnisse wieder öffnen und sich an den Grundsätzen emanzipatorisch-solidarischen Handelns orientieren. Also im Post-Neoliberalismus, wie immer das aussehen mag.

## **Das Abschneiden der afrikanischen Teams**

Alle vier Jahre freuen wir uns auf schönen afrikanischen Fußball. Dabei ist auch an den afrikanischen Teams der Trend der Zeit nicht vorbeigegangen. Anstatt tänzelnd und ballgewandt unsere exotischen Erwartungen zu erfüllen, spielen inzwischen auch die Kicker im südlichen Nachbarkontinent einen dem Mainstream sehr ähnlichen Sicherheitsfußball mit Viererkette und ähnlich unangenehmen Defensivattributen. Allenfalls an der Perfektion mangelt es noch ein wenig – und das betrifft sowohl die Verteidigungskünste wie auch die Treffsicherheit vor dem gegnerischen Tor.

Doch wenn wir die Weltmeisterschaften seit 1982 genauer betrachten, dann werden wir feststellen, daß ab 1986 schon immer nur eine einzige afrikanische Mannschaft die Vorrunde überstanden hat<sup>37</sup>. Insofern birgt das Weiterkommen allein Ghanas keine Überraschung in sich, obwohl es durchaus anders hätte kommen können. Doch vergessen wir nicht, daß schon 1982 der deutsch-österreichische Kolonialpakt dafür gesorgt hat, daß die Mannschaft Algeriens auf der Strecke geblieben ist. Exoten werden gerne gesehen, solange sie das globale Geschäft mit dem Ball nicht stören. Klar, die Auslosung für die Vorrundengruppe C war – zumindest wollen wir das hoffen! – kein Coup, der dafür Sorge tragen sollte, daß das stärkste Team Afrikas chancenlos blieb. In eine Gruppe mit zwei erklärten Favoriten wie den Niederlanden und Argentinien gelost zu werden, zu der dann die völlig überschätzte Mannschaft Serbien-Montenegros hinzugefügt wurde, ist eine echte Herausforderung. Höchstwahrscheinlich hätte sich das Team von der Elfenbeinküste in jeder anderen Gruppe locker durchgesetzt, etwa in der Langweilerguppe mit Spanien, der Ukraine, Tunesien und Saudi-Arabien.

Doch sie mußten Lehrgeld zahlen. In jedem Spiel dieser Gruppe kassierten sie zunächst einmal zwei Tore, bevor sie so richtig wach wurden. Aber dann! Gegen Argentinien spielte die Mannschaft in der zweiten Halbzeit gleichwertig, gegen die Niederlande sogar überlegen, und erst gegen Serbien-Montenegro reichte der Angriffsschwung dann auch zu den notwendigen Toren. Man und frau mag das bedauern. Aber die Ursachen liegen nicht darin, daß Afrikas Kicker zu verspielt seien oder in ihrem Abwehrverhalten einfach zu naiv. Das ist ideologischer Unsinn auf der Grundlage folkloristischer Kolonialattitüde. Wer die Spiele der Afrika-Meisterschaft Anfang des Jahres ein wenig verfolgt hat, wird den wahrscheinlich zutreffenderen Hintergrund gesehen haben. Afrikas Mannschaften haben einfach keine ernsthaften Gegner, an denen sie sich schulen und von denen sie das lernen können, was so schön "internationale Erfahrung" heißt.

Mag ja sein, daß einzelne Kicker ihre Brötchen längst in den europäischen Ligen verdienen. Aber nur wenige haben die Chance, regelmäßig in Spielen der Champions League die Luft schnuppern zu können, welche im europäischen Fußball vorherrscht. Wenn wir dann noch bedenken, daß das Halbfinale der Weltmeisterschaft eine reine Europameisterschaft war, dann ist klar, daß derzeit in Europa die Richtung des modernen Fußballs vorgegeben wird. Hätten afrikanische Mannschaften die Gelegenheit, in der Champions League mitzuspielen, oder würden nicht immer wieder andere afrikanische Mannschaften zum Weltturnier entsandt, dann gäbe es die nötige Konstanz

und Erfahrung, um im Konzert der ganz Großen mithalten zu können. Wenn jedoch Mannschaften aus Drittweltländern mit Spielern bestückt sind, die entweder bei gar keinem oder einem europäischen dritt-, viert- oder gar fünftklassigen Klub beschäftigt sind, dann ist mangelnde Erfahrung und Spielpraxis kein Wunder.

Eher müssen wir uns darüber wundern, daß solche Mannschaften so manch ausgebuffte Teams in so ernsthafte Verlegenheit bringen konnten. Angola verlor nur knapp gegen Portugal, spielte Unentschieden gegen Mexiko und den Iran. Und – um einen anderen Kontinent zu nehmen – die Nobodys aus Trinidad und Tobago raubten Schwedens Stürmern den letzten Nerv und hielten gegen Englands Superstars über achtzig Minuten ein torloses Unentschieden, bis eine Regelwidrigkeit von Peter Crouch, der seinen Gegenspieler einfach an den Haaren herunterzog, die Partie entschied. Schade, daß solche Dumpfbacken von der britischen Insel erst im Viertelfinale und dann auch erst im Elfmeterschießen von Portugal gestoppt werden konnten.

Angola und Togo waren daher zwar nett anzusehen kickende Teams, aber ohne ausreichende Erfahrung, um für mehr als Achtungserfolge sorgen zu können. Im Falle Togos kam noch das Desaster verbandsinterner Korruption dazu. Tunesien ist zwar Dauergast bei Weltmeisterschaften, aber noch nie wirklich erfolgreich gewesen; bei bislang vier Teilnahmen sprangen ein Sieg, vier Unentschieden und sieben Niederlagen heraus. Man und frau kann das positiv sehen, daß Tunesiens Bilanz insgesamt so schlecht nicht sei, aber festzuhalten ist doch, daß im Durchschnitt zwei Niederlagen pro Turnier zu Buche stehen – und das ist das sichere Vorrundenaus. Bleiben die Neulinge Ghana und Elfenbeinküste, die sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten gut geschlagen und dabei einen starken Eindruck hinterlassen haben. Viel mehr war nicht drin. Allenfalls könnte bemängelt werden, daß Ghana zu naiv war, um zu erkennen, daß Brasiliens Bürokratenfußball nicht etwa einer strategischen Maxime folgte, sondern Ausdruck einer Orientierung an Stars war, die jedoch kaum noch in der Lage waren, beim modernen Powerfußball mitzuhalten. Erst Zinedine Zidane und seine zum Teil auch schon in die Jahre gekommenen Mitstreiter zeigten dem Rekordweltmeister seine Grenzen auf.

Fraglich ist, ob dieser Trend, daß nur eine afrikanische Mannschaft die Vorrunde übersteht, bei der nächsten Weltmeisterschaft, die in Südafrika stattfinden soll, verändert werden kann. Sicherlich werden die afrikanischen Fans auch andere als das Nationalteam Südafrikas unterstützen. Doch die strukturelle Misere wird bis dahin nicht behoben sein, weshalb die Einschätzung Winfried Schäfers<sup>38</sup>, in Südafrika könnten durchaus zwei afrikanische Mannschaften das Halbfinale erreichen, illusorisch ist. Zudem ist kaum zu erwarten, daß afrikanische Durchschnittsverdiener, von den noch schlechter bezahlten Verdienerinnen einmal ganz zu schweigen, auch nur ansatzweise das Geld haben, um die zum Teil horrenden Eintrittspreise zu löhnen, erst recht nicht die auf dem Schwarzmarkt. Und den wird es ja 2010 in aller Perfektion wieder geben.

## **Das schönste Tor der WM**

Die Frage nach dem schönsten Tor des gesamten Turniers läßt sich gar nicht so einfach beantworten. Nach welchem Kriterium ist es zu bemessen? Sind herrliche Weitschüsse mit feinen Einzelleistungen oder schwungvollen Kombinationen vergleichbar? Müssen wir nicht berücksichtigen, daß sich bestimmte Spielzüge aus den gegebenen taktischen Sachzwängen heraus fast zwangsläufig ergeben? Worin bemißt sich also die Schönheit – in der perfekten Demonstration eingeübter Spielzüge oder im individuellen Fehlerausnutzen der gegnerischen Abwehr?

In den ersten Tagen der Fußball-Weltmeisterschaft wurde zurecht darauf hingewiesen, daß viele Tore – geradezu unverhältnismäßig viele Tore<sup>39</sup> – aus Weitschüssen resultierten. Schon das erste Tor des Turniers durch Philipp Lahm in der 6. Minute des Eröffnungsspiels gegen Costa Rica entsprang einem solchen Weitschuß, wobei die Frage offen bleiben muß, ab wieviel Metern Torentfernung noch von einem Weitschuß gesprochen werden kann.

Das Grundproblem der strategischen Mannschaftsaufstellungen zeigte sich nicht nur darin, daß alle Teams in etwa denselben Fußball spielten: druckvoll, dynamisch, aber dessen ungeachtet nicht unbedingt offensiv. Wer hierin einen Widerspruch sieht, hätte sich beispielsweise im Halbfinalspiel zwischen Frankreich und Portugal einerseits über eine Art gepflegten Powerfußball wundern können, der jedoch auf der anderen Seite alles andere als effektiv vorgetragen wurde. Eroberte ein Spieler Portugals den von einem Franzosen nach vorne gepaßten Ball, so hatte er nichts besseres damit zu tun, als ihn seinerseits nach vorne zu spielen, wo er mit hoher Wahrscheinlichkeit von einem französischen Bein aufgehalten wurde. Dieses im Grunde wenig ansehnliche Mittelfeldgeplänkel war zwar schnell und druckvoll, aber wenig erfolgreich und schon gar nicht offensiv. Vor einem solch offensiven Spiel bewahrten uns die Abwehrreihen, die gerade einmal den zweitgeringsten Tordurchschnitt aller bisherigen Fußball-Weltmeisterschaften zuließen. Wenn Tore als Erfolgskriterium für offensiven Fußball gelten, dann war es eine sehr defensive Weltmeisterschaft, die nur noch vom behäbigen Defensivfußball des Jahres 1990 übertroffen wurde. Daran ändern auch die Sternstunden der ersten Halbzeit des Spiels Holland gegen Serbien/Montenegro, das 6:0 Argentiniens gegen denselben Gegner oder die Spiele der Kicker aus der Elfenbeinküste nichts.

Im Grunde genommen gibt es gegen diese Art Defensivfußball nur zwei oder drei erfolgversprechende Taktiken. Diese sind umso erfolgversprechender, je mehr die gegnerische Mannschaft müde gerannt wurde. Diese nicht nur körperliche, sondern daraus resultierend auch mentale Müdigkeit führt zu vermehrter Unachtsamkeit und vor allem zu einer verringerten Denkgeschwindigkeit. Die Situation wird in ihrer Komplexität nicht mehr in Echtzeit erfaßt, so daß alle Reaktionen zu spät kommen, ja im schlimmsten Fall sich sogar als kontraproduktiv erweisen, weil sie auf etwas reagieren, was schon nicht mehr stattfindet, was wiederum eine gänzlich neue und andere Reaktion erfordern würde.



Methode Nummer Eins besteht in konsequentem Flügelspiel, das bis zur Grundlinie durchgezogen wird, um die Viererabwehrkette mit ihrem Spiel auf Abseits auszuhebeln. Hierzu wird jedoch ein mitdenkender schneller und durchsetzungsfähiger Mittelstürmer benötigt, der entweder kopfballstark ist oder auch aus flach hereingespielten Bällen etwas machen kann. Hier zeigte die Weltmeisterschaft auch die Kehrseite des defensiven Spiels. Eine Mannschaft, der es gelingt, die Räume eng zu machen, ist noch lange nicht in der Lage, genaue Anspiele mitten in den Strafraum zu produzieren. Daher kam es auch zu relativ wenig Toren aus derartigen Situationen heraus. Zu einem erfolgreichen Torschützen gehören nämlich zwei: einer, der den Ball sauber hineinbringt, und einer, der dieses Hereinspiel antizipiert und dabei auch die möglichen Fehler beim Anspiel mit berücksichtigt. Methode Nummer Eins führte daher logisch zu vielen Mißverständnissen und ziemlich planlosen Hereingaben. Dennoch fielen hieraus wichtige Tore, die sich jedoch vor allem aus der Ermattungsstrategie erklären lassen, so etwa das 1.0 für Deutschland gegen Polen in der Nachspielzeit, worauf eine ganze Nation vollkommen verrückt spielte.

Methode Nummer Zwei ist im Grunde genommen noch schwieriger. Sie erfordert entweder einen Spieler wie Thierry Henry, der sich durch ein kompaktes Abwehrbollwerk hindurch spielen kann, oder Kombinationsfußball vom Feinsten, bei dem im Doppelpaß oder mit mehreren Spielern auf engstem Raum die Abwehr schwindelig gespielt wird. Manchmal sind auch spielerische Momente aus dem Augenblick heraus erfolgreich, etwa, als Michael Ballack Miroslav Klose durch einen Lupfer über die Abwehr Ecuadors anspielte und dieser gewandt genug war, den Ball gegen einen ecuadorianischen Abwehrspieler abzuschirmen, ihn sodann um den Torwart herumzuspielen und dann das leere Tor zu treffen.

Es ist nämlich gar nicht so selbstverständlich, so ein leeres Tor zu treffen. Wenn ich nach der Weltmeisterschaft 2002 in Japan und Südkorea den Italiener Christian Vieri zum Kunstschützen des Turniers ernannte und spottete, er würde aus vier Metern Entfernung zehn Meter über das Tor schießen<sup>40</sup>, dann drückt sich hierin nicht einfach nur Unfähigkeit aus. Den Ball genau zu treffen und dabei den Schwerpunkt des Spielgeräts mit einzukalkulieren, stellt so manchen Stürmer vor eine schwierige, fast unlösbare Aufgabe. Ich weiß ja nicht, ob in den Trainingseinheiten der Proficlubs auch Ballistik zum Lehrstoff gehört. Es wäre jedoch anzuraten.

Schon im Vorfeld des Turniers wurde der Ball, der "Teamgeist", mißtrauisch beäugt. Dadurch daß er nicht nur rund, sondern auch ungewöhnlich glatt ist, hat er andere ballistische und damit flugtechnische Eigenschaften als die zuvor verwendeten Spielgeräte. Dies hat eindeutige Konsequenzen für das Spiel und die am Spiel Beteiligten. Ein Ball, der mehr Reibungswiderstand erzeugt, weil seine Nähte den Flug stabilisieren, ist leichter zu berechnen und auszurechnen als einer, der durch "verschlechterte" Flugeigenschaften eher abdriftet. Ein Schütze, der dieses mit einkalkuliert, kann einen Torwart, der sich mit den merkwürdigen Flugbahnen des "Teamgeistes" noch nicht auseinander gesetzt hat, eher überlisten<sup>41</sup>.

Manchmal frage ich mich, warum diese Erkenntnis nicht wissenschaftlich untersucht und für das Spiel nutzbar gemacht wird. Wenn ich weiß, daß der Ball, mit einer be-

stimmten Geschwindigkeit aus einer bestimmten Entfernung geschossen, bei definiertem Seitenwind so und so viele Meter abdriftet, dann kann ich doch im Moment des Schusses ein Ziel bestimmen, in dessen Richtung ich zwar schieße, das ich aber nicht treffen werde, weil der Ball ja nach rechts oder links, oben (eher weniger) oder unten abdriftet. So kann es nützlich sein, auf den Torwart in der Mitte seines Tor zu schießen, in der Erwartung, daß der Ball dann doch nach rechts oder links in die Maschen fliegt. Nützlich ist es jedoch keinesfalls, nur psychologisch verständlich, aus kürzester Entfernung farblich auffällige Dinge anzuvisieren und dorthin zu schießen, weil es sich meist um das Trikot des Torwarts handelt. Auffällig ist nämlich eine nicht unerhebliche Anzahl von Torschüssen, bei denen sich die Beobachterin oder der Beobachter schon fragen muß, warum bei einem riesigen Kasten ausgerechnet das einzige Hindernis, nämlich der Torwart, angeschossen wird.

Aus diesen Überlegungen resultiert folgerichtig Methode Nummer Drei: der Weitschuß. Bei der Enge des Raums in der Nähe des Strafraums bleibt der angreifenden Mannschaft meist gar nichts anderes mehr übrig, als aus schierer Verzweiflung aufs Tor zu schießen. Die vielen Weitschüsse sind daher nicht der veränderten Ballistik des Spielgeräts geschuldet, sondern der Unmöglichkeit (und: Unfähigkeit der angreifenden Mannschaft), eine Lücke in der Abwehr des Gegners zu finden. Dann wird halt draufgehalten. Michael Ballack hat sich mit dieser Methode im Verlauf des Turniers ausgiebig beschäftigt, ohne jedoch nützliche Schlüsse daraus zu ziehen, mit wieviel Wucht er den Ball an welchem Punkt treffen muß, damit sich der Ball auch als teamgeisttauglich erweist und ins Tor fliegt. Michael Ballack hat also deshalb nicht getroffen, weil er seine Hausaufgaben nicht gemacht hatte. Das ist eine einfache Wahrheit, die vermeidet, unnötig Mitleid mit diesem Kunstschützen zu haben.

Und damit komme ich endlich auf die Frage nach dem schönsten Tor dieser 18. Fußball-Weltmeisterschaft zurück. Ich stelle drei Tore aus sehr verschiedenen Gründen zur Auswahl, weil ein Knaller, wie ihn Ronaldinho beim Turnier 2002 gegen England losließ, nicht zu sehen war.

Das erste schönste Tor schoß Joe Cole zum 1:0 im Vorrundenspiel gegen Schweden. Es handelte sich zwar auch – nur! – um einen Weitschuß, zudem um einen Freistoß. Manche Tore aus Freistößen mögen zwar ästhetisch gelungen sein, wie etwa das schon erwähnte Tor von Ronaldinho 2002, aber sie haben einen gravierenden Nachteil: der Kunstschütze hat alle Zeit der Welt, um aus einer ruhigen Position heraus unbedrängt abzuziehen. Es fehlt jedoch das Moment des Spiels selbst, das eine andere Form von Spielintelligenz voraussetzt. Soll heißen: ein Spieler, der seine Tore vorzugsweise aus dem Spiel heraus erzielt, muß keineswegs ein Kunstschütze sein. Das erklärt vielleicht auch so manchen mißlungenen Elfmeter, was insbesondere im finalen Showdown mißlich sein kann.

Der schöne Moment in diesem Torschuß bestand darin, daß Joe Cole den Ball nicht einfach aufs Tor hämmerte. Er hätte es dann gewiß verfehlt oder der Ball wäre an irgendeinem Abwehrspieler hängen geblieben. Joe Cole hingegen schickte den Ball mit einer Bogenlampe auf die Reise, deren Flugbahn so sorgfältig berechnet zu sein schien, daß er gerade noch rechtzeitig vor der Querlatte wieder herunterfiel und den

armen schwedischen Torwart ziemlich dumm aussehen ließ.

Das zweite schöne Tor war der Elfmeter von Zinedine Zidane im Endspiel gegen Italien. Wir können darüber streiten, ob der Elfmeter berechtigt war oder nicht. Wahrscheinlich war er es nicht. Zwar soll Marco Materazzi den Franzosen Florent Malouda berührt haben, aber das läßt sich selbst in der Zeitlupe nicht wirklich beweisen. Ob Zidane mit Absicht versucht hat, ein Kunstwerk zum Abschied vom Profisport zu hinterlassen, bezweifle ich. Eigentlich wollte er den Ball nur im rechten oberen Eck unterbringen, wo ihn Italiens Torhüter Buffon garantiert nie erreicht haben würde. Doch auch ein Zidane macht Fehler – nicht nur beim Kopfstoß gegen, ja ausgerechnet gegen Materazzi – und trifft so den Ball nicht genau genug. Der knallt gegen die Latte, doch im Gegensatz zum Fehlschuß von Trezeguet im finalen Elfmeterschießen, der Italien den Titel einbrachte, war der Ball so freundlich, sich mit gehörigem Drall ins Tor hinein zu bewegen, dort deutlich sichtbar hinter der Torlinie den Boden zu berühren, wieder hoch zu fliegen und das Tor zu verlassen. Im Grunde genommen ein Kunstschuß, der keiner sein sollte, aber dennoch schön anzusehen war.

Das dritte schöne Tor hingegen erfolgte aus dem Spiel heraus, auch wenn dem Ereignis ein Eckball vorausging. Hier zeigt es sich, wie wichtig das Zusammenspiel zweier Spieler sein kann, die eine Abwehr durch die Mitte aushebeln. Andrea Pirlo sieht die Lücke in der deutschen Abwehr und paßt konträr zu deren Bewegungsrichtung in den Lauf von Fabio Grosso, der den Ball allerdings auch erst mal an Lehmann vorbei zirkeln muß. Dieses 1:0 beendet jäh den deutschen Kollektivtraum vom vierten Weltmeisterschaftstitel; allein dies ist schon ein guter Grund, dieses Tor zu adeln.

Ausgerechnet Fabio Grosso! Ausgerechnet der Spieler, der mitverantwortlich für eine der größten Ungerechtigkeiten im gesamten Turnier war. Ausgerechnet der Spieler, der in der allerletzten Minute der Nachspielzeit im Achtelfinalspiel gegen Australien es sich nicht entgehen ließ, einen am Boden liegenden Australier zum Anlaß zu nehmen, über ihn zu stolpern, obwohl er alle Zeit der Welt hatte, diesen zu umkurven. Der spanische Schiedsrichter Luis Medina Cantalejo fiel darauf hinein und Francesco Totti ließ sich das Geschenk nicht entgehen. Eigentlich disqualifiziert dies Fabio Grosso davon, ein schönsten Tor geschossen haben zu können.



Doch wollen wir der Sache ruhig ein wenig genauer auf den Grund gehen. Australiens Stürmer berannten das italienische Tor, trafen es aber nicht, zumindest nicht die Maschen in dessen Inneren. Italien war durch einen Platzverweis geschwächt und verteidigte das Unentschieden mit einer halbwegs soliden Abwehrleistung. Das Tor, wann immer es fallen mochte, konnte entweder nur irregulär sein oder im Elfmeterschießen fallen. Nehmen wir einmal an, Fabio Grosso hätte diesen geschundenen Elfmeter nicht zugesprochen bekommen. Das Spiel wäre in die Verlängerung gegangen und hätte wahrscheinlich torlos geendet. Nehmen wir weiter an, Italien hätte dieses Elf-

eterschießen verloren<sup>42</sup> und Australien wäre dann im Viertelfinale auf die Ukraine getroffen. Wer auch immer dieses Spiel gewonnen hätte, wäre dann im Halbfinale Gegner des deutschen Teams geworden. Nicht auszudenken! Klose, Podolski, Schweinsteiger und Odonkor hätten mit egal welchem von beiden Teams doch Katz und Maus gespielt. Und dann? Deutschland im Finale gegen Frankreich. Ok, vielleicht hätte es dann so etwas wie eine historische Gerechtigkeit gegeben und Frankreich hätte den Titel gewonnen. Aber sicher ist das nicht. Stellen wir uns lieber nicht ein Elfmeterschießen zwischen beiden Teams vor – Frankreich hätte nur verlieren können. Nein, so gesehen war es ein kluger Schachzug von Fabio Grosso, über Lucas Neill zu stolpern, weil nur dies ihm die Möglichkeit eröffnen konnte, den deutschen Fußballtraum wieder in realistischere Bahnen zu lenken. Der wahre Grund für das erste italienische Tor im Halbfinale liegt allerdings darin, daß die deutsche Mannschaft nur noch das Elfmeterschießen erreichen wollte, die Italiener jedoch nach der Entscheidung strebten – und sie mit vier Stürmern auch suchten, was für italienische Fußballverhältnisse geradezu sensationell ist. Die Pointe war natürlich, daß es ausgerechnet mit Fabio Grosso ein Abwehrspieler war, der traf.

Daher – klarer Fall – eines der schönsten Tore dieser Weltmeisterschaft.

Und obwohl es nichts zu bedeuten hat, sei darauf hingewiesen, daß Fabio Grosso auch die Ehre hatte, den allerletzten Elfmeter, der zum Weltmeistertitel führte, dem machtlosen Fabien Barthez ins Netz zu setzen.

## **Sieben Spiele zum Ruhm**

Das kollektive Gedächtnis ist kurzzeitig und gnädig. Als Jürgen Klinsmann nach der Pleite bei der Europameisterschaft 2004 als Verlegenheitskandidat<sup>43</sup> das wichtigste deutsche Amt nach dem des Bundeskanzlers übertragen wurde, ergossen sich Orgien von Hohn und Spott über seine neuartigen Trainingsmethoden. Wobei es weniger die Methoden waren, sondern der Umstand, daß der deutsche Fußball von US-amerikanischen Fitness-Experten kolonialisiert wurde. Jürgen Klinsmann ging jedoch seinen Weg. Sein Motivationskurs beruhte auf simplen Management-Techniken: Begeistere deine Untergebenen, rede ihnen immer wieder ein, daß sie es schaffen können – und sie werden es schaffen. Hinzu kam allerdings ein Neuaufbau des Spielerkaders und das mit Neulingen leichter einzuübende Denken in den Bahnen des modernen Systemfußballs. Der Mann im Hintergrund ist Joachim Löw – und der scheint etwas von der Materie zu verstehen.

Schauen wir ruhig noch einmal auf das Jahr 2004 zurück. Die deutsche Fußball-Nationalmannschaft hatte sich in den vier Jahren unter Bundestrainer Rudi Völler kaum vom Fleck bewegt. Unterlag sie bei der Europameisterschaft 2000 einer portugiesischen B-Auswahl leicht und locker mit 0:3 (und es war das erste Spiel, bei dem ich bei einer deutschen Mannschaft die Angst im Gesicht sehen konnte!), brachte sie vier Jahre später das Kunststück zustande, gegen einen Fußballgiganten wie Lettland ein torloses Unentschieden zu erkämpfen<sup>44</sup>, um im anschließenden letzten Gruppenspiel gegen eine tschechische B-Auswahl mit einem 1:2 das nächste Desaster zu erleben.

Die Tage von Tante Käthe waren gezählt. Da zählte auch das vollkommen überraschende Erreichen des Endspiels bei der Fußball-Weltmeisterschaft 2002 in Südkorea und Japan nicht mehr. Allen, die auch nur ein wenig vom Fußball etwas zu verstehen glaubten, war klar, daß Völlers Rumpeltruppe im fernen Asien einfach nur das Glück gehabt hatte, wirklich ernsthaften Gegnern aus dem Weg gegangen zu sein. Saudi-Arabien, Irland, Kamerun, Paraguay, die USA und Südkorea sind und waren nun wirklich keine ernst zu nehmenden Mannschaften. Im Viertelfinale gegen die USA bedurfte es zudem der Unterstützung des Schiedsrichter-Gespanns, um eine Runde weiter zu kommen, weil ein glasklares Handspiel von Torsten Frings auf der Torlinie nicht geahndet wurde. Anerkennenswert hingegen war das deutsche Spiel im Finale gegen Brasilien, das tatsächlich etwas mit Fußball und nicht mit Rumpeln zu tun hatte.

Jürgen Klinsmanns radikaler Umbau der Nationalelf hatte durchaus etwas mit neoliberalen Lebensweisheiten zu tun. Er krepelte so ziemlich alles am verstaubt daherkommenden DFB um und verbreitete die gute Partylaune der geschäftstüchtigen Spaßgesellschaft. Es war dabei gar nicht so wichtig, ob alle seine neue Ideen wirklich wirkten. Entscheidend war, eine mentale Sperre zu durchbrechen und die Spieler (und den Verband) daran zu gewöhnen, daß ab sofort "lebenslanges Lernen" und flexibles Denken und Handeln angesagt waren. Diesen Kurs hielt er zwei Jahre lang eisern durch. Sein Ziel, Weltmeister zu werden, erreichte er jedoch nicht. Bei aller Begeisterungsfähigkeit und mentaler Aufbauarbeit fehlte es zuletzt doch an den entscheidenden

spielerischen Möglichkeiten. Allerdings war der Traum, Weltmeister zu werden, im Nachhinein betrachtet alles andere als unrealistisch. Der Titelgewinn war möglich – Griechenland bewies ja schon 2004, daß auch eine zweitklassige Mannschaft nur die Gunst der Stunde zu nutzen wissen muß. Klinsmann powerte und war am Ende ausgebrannt. Seine Entscheidung, den Job an den Nagel zu hängen, hatte jedoch auch mit den Erlebnissen der vergangenen zwei Jahre zu tun. Er bewahrte sich ein gewisses Maß an Selbstachtung und hatte nicht vergessen, wie übel die Medien und manche Bundesligamanager mit ihm umgesprungen waren.<sup>45</sup>

Noch in den Testspielen vor dem großen Party-Event erhielten die Zweifler Nahrung. Selbst das 7:0 am 27. Mai gegen Luxemburg war keine Offenbarung, weil es die Abstellungsprobleme in der Abwehr erahnen ließ. Drei Tage später gelangen einem nicht gerade als Torjäger bekannten Bundesligaspieler, dem Japaner Naohiro Takahara, gleich zwei Treffer gegen eine weitgehend desolat auftretende deutsche Mannschaft. Wenn man und frau bedenkt, wie schwach die Japaner in ihrer nun wirklich nicht schwierigen Vorrundengruppe mit Brasilien, Kroatien und Australien auftraten, dann ist das mühsam erreichte 2:2 schon bemerkenswert. Allerdings müssen wir hier berücksichtigen, daß es sich um ein Testspiel gehandelt hat; und ein Testspiel ist nun einmal dazu da, um etwas auszutesten, und nicht dazu, den Massen einen hohen Unterhaltungswert zu garantieren. Schon am 2. Juni sah die Welt dann wieder ganz anders aus, als das nicht für die WM qualifizierte Kolumbien locker mit 3:0 ausgespielt wurde. So langsam wirkten die Wundermittel des Zauberers Klinsmann: Kondition, mentale Aufbaurbeit, Kooperation, Kommunikation, Teamgeist. Das sollte im Eröffnungsspiel der Fußball-Weltmeisterschaft als erstes die Mannschaft aus Costa Rica erfahren. Lukas Podolski erklärte dann auch am 7. Juni auf einer Pressekonferenz rotzfrech: "Costa Rica hauen wir am Freitag weg und dann sehen wir mal weiter."<sup>46</sup>

Das 4:2 im ersten Spiel – zwei Tage nach den lockeren Sprüchen – zeigte zwar immer noch die Abwehrprobleme, die der alternde Star der costaricanischen Mannschaft Paulo Wanchope zweimal gnadenlos offenlegte, doch gleichzeitig auch den offensiven Charakter des deutschen Spiels. Die eingeübte mentale Schnelligkeit kam dort zum Vorschein, wo es darum ging, den Gegner durch unerwartete Spielzüge eiskalt zu erwischen. Philipp Lahm ist sicher nicht für seine genauen Torschüsse bekannt; und doch schoß er das erste Tor, das aus einer im Nachhinein auffällig hohen Anzahl von Weitschüssen resultierte.

Das 1:0 im zweiten Spiel am 14. Juni gegen Polen war schon wesentlich schwieriger herauszuspielen. Genau betrachtet berannte die deutsche Mannschaft neunzig Minuten lang das polnische Tor, ehe die Ermattungsstrategie durch das Zusammenspiel von David Odonkor und Oliver Neuville in der Nachspielzeit doch noch zum Erfolg führte. Dieses Tor wurde zum Erweckungserlebnis einer ganzen Nation. Der mit diesem Tor verbundene kollektive Aufschrei, der bei den digital schauenden Massen einige Sekunden später einsetzte, brach einem sich anschließend immer hemmungsloser werdender Nationalismus Bahn. Etwas wurde freigesetzt, das sich jahrelang, vielleicht jahrzehntelang angesammelt hatte. Jetzt bedurfte es nur noch der höheren Weihe von Politik und Medien, um diesen Patriotismus harmlos und schön zu finden. Diese zogen die Legitimation des neu entfachten Patriotismus daraus, daß die Gäste aus aller Welt

die Deutschen auf einmal als so richtig "normal" befanden.

Mit dem dritten Sieg im dritten Spiel, dem 3:0 am 20. Juni gegen Ecuador, war dieser Nationalismus mit überall auftauchenden Deutschland-Fahnen und mitunter geschmacklosen Gesängen fast schon normal. Der Verkehr in den Innenstädten brach unter dem Ansturm hupender Autos und grölender Fans zusammen. Deutschland im Rausch. Das Spiel gegen das Team Ecuadors selbst war hierbei nur mäßig interessant. Klinsmanns Mannen spielten frisch-fröhlich auf und ließen der überforderten Abwehr der Vertretung des Andenstaates kaum die dringend benötigten Atempausen, um ein eigenes Spiel zu organisieren. So sehr Ecuadors Qualifikation für das Achtelfinale eine Überraschung darstellte, so sehr zeigte sich auch, daß diese Mannschaft nicht wirklich als ernsthafter Gegner zu betrachten war. Im Grunde genommen entpuppte sich die Vorrundengruppe A (ebenso wie die Langweiler-Gruppe H mit Spanien, der Ukraine, Tunesien und Saudi-Arabien) als Leichtgewicht. Das tat dem Feiern keinen Abbruch. Auch solche Spiele wollen ja erst einmal gewonnen werden! Fast zehn Jahre Drittklassigkeit im internationalen Vergleich hinterlassen eben Spuren im Selbstbewußtsein der Spieler und in der Wahrnehmung der Fans.

Vielleicht ist es auch einfach so, daß sich – sicher nicht bewußt! – die jugendlichen Partygängerinnen und -gänger ein weitgehend selbst zu bestimmendes Event ausgesucht haben, um zu demonstrieren, daß es in diesem Land sonst nichts zu feiern gibt. Bei den üblichen kommerziellen Angebote (Konzerte, Disco, Kino, Kneipe) verblaßte hingegen die Anziehungskraft. Die riesigen Fanmeilen und die abendlichen Hupkonzerte boten so etwas wie einen karnevalistischen Auslauf. Einen Monat später sind die Fahnen wieder weitgehend eingerollt und die Monotonie des Alltags geht unwidersprochen weiter. Es wurde also durchaus etwas Subversives sichtbar, was jedoch nicht bedeutet, daß diese Subversion emanzipatorisch oder kritisch ausgelebt wurde. Sie läßt sich zukünftig sicherlich nicht auf Knopfdruck reaktivieren, zeigt jedoch einen Bodensatz an Mobilisierbarkeit, der jederzeit auch ganz und gar nicht partymäßig reanimiert werden könnte.

Die Mannschaft nahm den Ball, den die Fans auf der Partymeile spielten, dankbar auf. Achtelfinalgegner Schweden hatte am 24. Juni niemals den Hauch einer Chance, obwohl die beiden frühen Tore durch Lukas Podolski wahrscheinlich nur deshalb zustande gekommen waren, weil die Schweden ihre Hausaufgaben nicht gemacht hatten. Sie hätten wissen müssen, daß der deutsche Wirbelwind gerne schon in der ersten Spielminute loslegt und daß deutsche Stürmer zuweilen wissen, wo das Tor steht. Auch nach dem 2:0 berannten Klinsmanns Jungs weiter das schwedische Tor, wahrscheinlich, weil sie wußten, daß sie unfähig sind, einen Vorsprung zu verwalten, wie dies die Portugiesen bei dieser Weltmeisterschaft fast vorbildlich (und langweilend) vorführten. Allerdings kam nichts Zählbares mehr dabei herum, selbst dann nicht, als der Schwede Teddy Lucic wegen wiederholten Foulspiels vom Platz gestellt wurde und Henrik Larsson einen Foulelfmeter über das Tor schoß. Wer genauer hingeschaut hatte, wird vielleicht schon geahnt haben, womit die deutsche Mannschaft in den nächsten Spielen ihre Probleme haben würde: mit Abwehrreihen, die sich nicht anfängerhaft ausspielen lassen. Hinzuzufügen wäre, daß das deutsche Teams immer wieder Geistesblitze an Spielwitz verbreitete, die jedoch spätestens nach dem dritten Abspiel durch

Ballverlust schlagartig an Leuchtkraft verloren.

Dann kam das Spiel der Spiele am 30. Juni gegen Argentinien. Keine Rede war mehr von den Abstimmungsproblemen der deutschen Abwehr, die sich inzwischen einge spielt hatte. Aber auch die Argentinier waren gut vorbereitet und ließen Miroslav Klose und Lukas Podolski kaum eine ernsthafte Chance. Dann führte Argentinien durch ein Tor von Roberto Ayala mit 1:0 und Trainer José Pekerman machte wahrscheinlich den Fehler seines Lebens. Er versuchte, den Vorsprung zu halten und nahm seine Offensivkräfte Juan Riquelme und Hernán Crespo aus dem Spiel. Für den Ausgang der Begegnung entscheidender war jedoch das Foul von Miroslav Klose an Argentinien's Torwart Roberto Abbondanzieri, der ausgetauscht werden mußte. Abbondanzieri war bekannt dafür, beim Elfmeterschießen den Gegner zur Verzweiflung zu treiben. Natürlich darf man und frau Klose keine Absicht unterstellen, wie überhaupt die vielen häßlichen hinterhältigen Fouls dieser Weltmeisterschaft alles andere als absichtsvoll begangen worden waren. Wie dem auch sei – Klose ließ dem Ersatztorwart keine Chance, als er einen der wenigem bilderbuchartig vorgetragenen Angriffszüge der deutschen Mannschaft mit dem Kopf ins Tor versenkte. Das Elfmeterschießen ist kurz erzählt: Oliver Kahn tätschelte Jens Lehmann, der erhielt zudem einen Spickzettel von Andreas Köpke. Diesen Spickzettel entnahm Lehmann demonstrativ vor den anwatschelnden Elfmeterschützen Argentinien's seinem Schienbeinschoner und erwies sich hiermit als Meister der psychologischen Kriegsführung. Zwei Argentinier zeigten Nerven – und Lehmann hielt. Wer am besten pfuscht, foult oder betrügt, gewinnt.

Und wieder brach auf Deutschlands Straßen das Chaos aus. Die Anzahl der begangenen Verkehrsdelikte dürfte in die Hunderttausende gegangen sein, doch Deutschlands patriotisch gesinnte Polizei drückte alle möglichen Augen zu. Kreuzungen wurden blockiert, Fahrradwege dichtgemacht, Sicherheitsgurte ignoriert, Alkohol getrunken, sowie im Stehen und mit offenen Türen durch die Gegend gefahren. Auch das Hupen ist laut Straßenverkehrsordnung nur in bestimmten Verkehrssituationen gestattet, und dazu gehört eindeutig nicht das Nerven der ganzen Nachbarschaft. Wenn ich das so



schreibe, klingt das spießig, aber genau das ist es nicht. Es geht mir gar nicht darum, daß geltende Regeln eingehalten werden oder die auch im normalen Straßenverkehr alle Regeln ignorierenden Autofahrerinnen und Autofahrer bestraft werden. Begrenzte Regelverletzungen können sehr wohl sinnvoll sein, denn jede rechtliche Norm ist zunächst einmal Ausdruck bestimmter Herrschafts- und Klassenverhältnisse. Kriminell ist demnach das, was eine Gesellschaft als "kriminell" definiert. Allerdings kann ich keinen emanzipatorischen, auf

Befreiung von derartigen Verhältnissen abzielenden Sinn im gnadenlos blöden Hupkonzert nach einem deutschen Fußballsieg sehen.

Ach ja – und natürlich wurde jede Menge Müll produziert. Es ist schon bemerkenswert, wenn unsere Saubermänner und Sauberfrauen, die zum Wohle von Investoren und einem anvisierten kaufkräftigen Publikum die Innenstädte von hierbei störendem Gesin-



del mittels Gefahrenabwehrverordnungen, privaten Sicherheitsdiensten, Videoüberwachung oder Platzverweisen zu befreien suchen, aber bei der gigantischen Müllproduktion konsumorgiastischer Events nicht nur wegschauen, sondern die Beseitigung dieses offensichtlich erwünschten Mülls bereitwillig aus der Staats- oder Stadtkasse subventionieren. In einem etwas anderen Zusammenhang schreibt hierzu Freibergs alternative Zeitung, der FreibÄrger: Freibergs "Ordnungsamtsleiter Udo Neie bilanziert das Geschäft mit der Sauberkeit: Im ersten Halbjahr 2006 haben die Ordnungshüter der Stadt etwa 180 'Schmutzfinken' ertappt und zur Kasse gebeten. 153-mal zahlten BürgerInnen jeweils 20 Euro, weil sie Zigarettenkippen, Papier, Flaschen oder Essensreste wegwarfen. Den Dreck beim Bergstadtfest räumte die Stadt selbstlos auf eigene Kosten, die bekanntermaßen auch SteuerzahlerInnen übernehmen."<sup>47</sup> Keine Party eben ohne Müll. Verantwortung wird in einer wahrhaften Demokratie nämlich dann nicht eingefordert, wenn es dem Geschäftszweck dienlich ist. Dann darf der Bürger (die Bürgerin ist nicht ganz so hemmungslos) die Sau rauslassen.

Welche Ausmaße diese erwünschte Müllproduktion annahm, läßt eine Meldung des Darmstädter Echo am 27. Juni 2006 erahnen. Demnach hat der städtische Sauberkeitsdienst EAD nach dem Schweden-Spiel 2,2 Tonnen Müll einsammeln müssen. Martin Frenzel, Pressesprecher der Stadt Darmstadt wird mit den Worten zitiert: "Mit Müll dieser Menge hätten wir erst ab dem Halbfinale gerechnet, aber noch nicht jetzt." Deutschlandfahnen wurden jedoch in diesem Müll nicht gefunden, so eine städtische Mülleinsammlerin<sup>48</sup>. Diesen Ausgabenposten hat Jens Weinreich in der Berliner Zeitung wahrscheinlich vergessen. Hochgerechnet auf die müllverbreitungsfähige Bevölkerung Patriotiens dürften demnach während der gesamten Weltmeisterschaft rund 5000 bis 6000 Tonnen Abfall aller Art produziert worden sein, die selbstredend als Wirtschaftsaufschwung gezählt werden.

Doch am Abend des 4. Juli kam das grausame Erwachen. Der systemfußballerisch modifizierte Catenaccio der italienischen Nationalmannschaft erwies sich als haltbar. Die deutschen Sturmspitzen blieben stumpf. Hier zeigten sich dann doch die eingeschränkten spielerischen Möglichkeiten der deutschen Mannschaft. Um einen solchen Riegel zu knacken, benötigt man eben mehr als ein oder zwei genaue Zuspiele. Natürlich ist auch eine italienische Mannschaft auszuhebeln. Doch merkwürdigerweise ist es keinem der Gegner Italiens wirklich gelungen. Der einzige, der die italienische Abwehr ziemlich alt hatte aussehen lassen, war Thierry Henry; und der stand im Endspiel allein auf verlorenem Posten, weil sein Trainer nicht realisiert hatte, daß ein zweiter Stürmer dem französischen Spiel besser bekommen würde. Doch die Italiener waren müde, was sich mit zunehmender Spieldauer ab und zu bemerkbar machte. Lukas Podolski bekam überraschend zu Ende der ersten Hälfte der Verlängerung die Chance seines Lebens auf den Kopf – doch er reagierte zu überhastet. Spielentscheidend war jedoch, daß die Deutschen sich ins Elfmeterschießen retten wollten, die Italiener wollten jedoch gewinnen. Also sorgten sie kurz vor Ende des Spiels für eine Unachtsamkeit in der deutschen Abwehr; und so blieb es Fabio Grosso vorbehalten, die deutschen Träume zu beenden<sup>49</sup>. Es muß jedoch bemerkt werden, daß sein Schuß aufs Tor ungewöhnlich präzise war. Üblicherweise wird eine solche Chance hemmungslos versiebt. Das zweite Tor für Italien durch Alessandro Del Piero entsprang einem kalt-schnäuzig abgeschlossenen Konter, weil nun alle bis auf Torhüter Lehmann das italie-

nische Tor berannten.

Blieb also nur das kleine Finale in Stuttgart am 8. Juli gegen Portugal, das relativ leicht mit 3:1 gewonnen wurde. Jürgen Klinsmann ließ bis auf den dritten Torwart Timo Hildebrand im Verlauf dieses Spiels auch all diejenigen Spieler kürzer oder länger auf-  
laufen, die im Verlauf des Turniers nicht zum Einsatz gekommen waren. Oliver Kahn beendete seine Länderspielkarriere mit einem unverschuldeten Tor durch Nuno Gomes nach einer wunderschönen Hereingabe von Luis Figo. Am Tag darauf gab es noch einmal eine Party in Berlin, die nahe an der Grenze zur Peinlichkeit geriet, als sich die deutschen Spieler im Trikot Nummer 82 einzeln und gemeinsam feiern lassen mußten. Klinsmann tat danach das einzig richtige: er trat ab. Etwas Größeres als das, was er in den vier Wochen der Weltmeisterschaft erschaffen hat, würde er nicht mehr erreichen können. Es muß sich zeigen, ob Joachim Löw in den grauen Alltag der Europameisterschaft-Qualifikation den Schwung und die Stimmung der großen Party wird hinüberretten können. Zwar hat die Mannschaft durchaus das Zeug zum Europameister, aber –

Ruhm ist vergänglich.

## **Anachronismus oder neoliberaler Charme - die Nationalmannschaften**

Man und frau sollte eigentlich denken, daß in Zeiten der Globalisierung der Nationalstaat zu einer aussterbenden Art gehört. Dennoch läßt sich gerade bei dieser Weltmeisterschaft das Gegenteil beobachten. Gerade der Bezug auf das Nationale mit all seinem Brimborium (Fahne, Hymne) erfreute sich ganz augenscheinlich großer Beliebtheit. Nun mag es sein, daß wir bei diesem Event nur einen Ausschnitt der jeweiligen nationalen Nationalkulturen erlebt haben. Womöglich sind wir nur den Fans begegnet, die national gesinnt sind, während diejenigen, denen das Nationale eher abgeht, zu Hause geblieben sind. Das wird sich schwer verifizieren lassen.

Der Bezugspunkt der allgemeinen Euphorie ist ein Ereignis, das bewußt national konnotiert ist. Während in den anderen 48 Wochen des Jahres die meisten Akteure in ihren Vereinsmannschaften ganz anderen Loyalitätszwängen unterworfen sind und es dann auch nur um das schnöde Geldverdienen geht, sind diese vier Wochen im Jahr mit einer besonderen Weihe der Heiligkeit versehen. Obwohl wir seit Ende des Zweiten Weltkrieges Hunderte von Kriegen oder zumindest militärischen Auseinandersetzungen zwischen Staaten und solchen, die es noch werden wollen, erlebt haben, wird der nationale Wahn im Fußball geadelt, vielleicht auch einfach nur sublimiert. Das in diesem Gedankengang allgegenwärtige Beispiel des Fußballkriegs zwischen El Salvador und Honduras im Juli 1969 im Vorfeld der Fußball-Weltmeisterschaft 1970 in Mexiko<sup>50</sup> verweist jedoch darauf, daß der Fußball eben mehr Gewaltpotential besitzt als dies in der Regel erscheinen mag.

Nun ist das Spiel als solches nicht verantwortlich zu machen für nationale Attitüden oder gewaltförmige Ereignisse, obwohl durchaus zu bedenken wäre, daß ein derartiges Spiel nicht aufgrund des damit verbundenen Spaßes, sondern der damit einhergehenden Gewaltausübung erfunden wurde, ja mehr noch: man und frau könnte vermuten, daß Spaß und Gewaltausübung eng miteinander zusammen hängen. Denn es verweist schon die Entstehungsgeschichte dieses Spiels darauf, daß Fußball ohne Gewalt nicht denkbar ist<sup>51</sup>. Nicht zufällig wurde er im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr wohl als Mittel der militärischen Ertüchtigung verstanden, aber auch als eine Form kollektiver Selbstdisziplinierung innerhalb eines "Teams". Sport ist seinem Ursprung nach durchaus Mord und wurde erst im Zuge der allgemeinen Zivilisierung des kapitalistischen Arbeiter- und Kolonialsubjekts entschärft. Eine weitere Entschärfung fand dann seit den 1980er Jahren statt, als die Fußballstadien zumindest in den kapitalistischen Metropolen zu modernen Event-Arenen für die Familie umgebaut wurden. Gerade Frauen sollten als Publikum gezielt angesprochen werden, weil in ihnen eine neue ausgabefreudige Ressource gesehen wurde. Die Sitzplatzarenen sind daher der architektonische Ausdruck der modernen dosiert aggressiven Event-Kultur. Stehplätze ziehen ein anderes Publikum an, eines, das als weniger kontrollierbar gilt.

Mir geht es gar nicht darum, den Pöbel als gewalttätig zu bezeichnen. Das übernehmen andere, und die verbinden hiermit auch ihre eigenen Interessen. Der Sicherheitswahn rund ums Stadion speist sich aus den hochgeputschten Berichten über zunehmenden Hooliganismus rund um den runden Ball in den 1970er und 1980er Jahren.

Gerade weil die Arenen ohnehin neu gestaltet werden sollten, kam den Marketing-Akteuren diese vielleicht tatsächlich zunehmende, vielleicht auch nur sichtbarer gemachte, weil zuvor vollkommen normale Männergewalt durchaus zupaß. Aber sie trauen auch dem heutigen Publikum nicht über den Weg und demonstrieren dies durch Einlaßkontrollen, Sicherheitsmerkmale, Datenabgleich und massive Polizeipräsenz. Wäre es nicht so absurd, müßte ich fast glauben, daß für die herrschenden Klassen der Fußball immer noch eine subversive Potenz birgt.

Interessant ist nun, daß das nationale Ereignis nicht mehr nur männlich auftritt. Wenn wir genauer hinschauen, entdecken wir natürlich immer noch eine männliche Dominanz, und viele Frauen gehen immer noch als Anhang ihrer Ehemänner, Freunde oder Bekannten ins Stadion, zum *public viewing* oder aufs Hupkonzert.

Doch was ist so attraktiv daran, wenn vollkommen normale Menschen, denen der Fußball zuvor ziemlich schnuppe war, auf einmal in Klinsmanns Mannen ihr Nationalgefühl entdecken? Was bedeutet es, wenn auf einmal "wir" gewinnen, "wir" wieder Deutschland sind? Hierbei ist zumindest zu bedenken, daß es zur normalen Fankultur gehört, sich mit dem "eigenen" Verein auf eine zum Teil geradezu absurde Weise zu identifizieren. Das



Unbehagen mit der kapitalistischen (und patriarchalen) Umwelt wird transformiert in eine Art Ersatzidentität, die im Grunde nur aufzeigt, daß die moderne neoliberale Gesellschaft gleichermaßen identitätsbildend wie sozialzerstörerisch ist.

Nun muß die Sorte Identifikation nichts Schlechtes sein. Beklagt wird ja auch der Zusammenbruch althergebrachter Familienstrukturen, wozu auch das Phänomen der Lebensabschnittsgemeinschaften gehört, das sich der traditionellen Ehe verweigert. Dieser Atomisierungsprozeß hat objektive Grundlagen, die in der zunehmenden Warenförmigwerdung des Menschen begründet liegt. Das betriebswirtschaftliche Kalkül neoliberaler Konzerne weitet sich nicht nur als Privatisierung in den öffentlichen Raum aus, sondern führt mitten hinein in die allerheiligsten Familienstrukturen. Soziale Gemeinschaften funktionieren zunehmend nicht mehr aus Liebe und Zuneigung (deren strukturelle Ursachen allerdings auch fragwürdig sind), sondern im Sinne von Tauschgemeinschaften oder als Warenbeziehung. Gibst du mir, gebe ich dir. Wieviel ist mir eine Freundschaft wert, was muß oder will ich in sie investieren? Da Menschen jedoch soziale Wesen sind, die extrem auf Bestätigung und Zuwendung angewiesen sind, müssen sie sich diese (im Kapitalismus!) entweder erkaufen oder neue Grundlagen hierfür stiften. Der Verein, die Mannschaft, das Team sind derartige Ersatzkonstrukte.

Der Sprung zum Nationalen ist jedoch in Deutschland mit einer besonderen Problematik behaftet, weil die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts das Unheilvolle der nationalen Überhöhung ziemlich mörderisch gezeigt hat. Andere Nationen sind da lässiger, und da möchten die Deutschen auch gerne wieder hin. Deshalb werden uns diese anderen Nationen auch als lässiger im Umgang mit dem Nationalismus vor-

geführt, wobei dann bewußt verschwiegen wird, daß diese Nationalstaaten jeweils ihre eigene Kolonial- oder anders begründete Kriegsgeschichte besitzen. Im heutigen Deutschland spielen hierbei selbstredend eigene politische, militärische und wirtschaftliche Erwägungen und Interessen eine Rolle; aber dies erklärt eigentlich nur die Penetranz, mit der uns der Patriotismus und das Nationalgefühl um die Ohren gehauen werden.

Wir müssen das Bedürfnis nach dem Nationalen ernst nehmen. Wir dürfen es jedoch nicht affirmativ gutheißen und ideologisieren.

Das nationale Bewußtsein ist eine Identifikation mit dem Aggressor, aber eine Identifikation, die es auch ermöglicht, ungestraft aggressiv zu sein. Sie findet sich unterschiedlich motiviert, aber ähnlich konstruiert in rechtsnationalen, gar rechtsextremistischen Kreisen genauso wie in linksliberalen Antiglobalisierungsbündnissen, die im (nationalen) Staat die Rettung vor dem (weltweiten Heuschrecken-) Finanzkapital sehen, aber sie findet sich selbstverständlich auch in der "Mitte der Gesellschaft". Deshalb ist eine Fußball-Weltmeisterschaft, gar eine im eigenen Land, ein willkommener Anlaß, diese nationalen Befindlichkeiten ungehemmt und ohne anzuecken zur Schau zu stellen. Ob das gefährlich ist, muß sich zeigen. Emanzipatorisch ist es auf jeden Fall nicht. Emanzipatorisch wäre, über den Tellerrand der Nation zu schauen und zu begreifen, daß Ausbeutung und Armut, Hunger und Krieg eine ganze Menge damit zu tun haben, was wir uns hierzulande gefallen lassen.

Insofern erfüllt eine Fußball-Weltmeisterschaft auch das Kriterium von Brot und Spielen.

Weiterhin ist deshalb festzuhalten, daß der positive Bezug auf eine andere Fußballnation als die deutsche am eigentlichen Problem vorbeigeht. Es kann nicht darum gehen, eine andere Nation und auch nicht das Team einer anderen Nation zu bejubeln. Es ist die Nation an sich, die das Problem darstellt. Mannschaften, die aus nationalen Gründen zusammengestellt werden, vermitteln keine positiven (emanzipatorischen) Werte, bestenfalls das chauvinistische Ressentiment. Ob und inwieweit dies auch für Nationen und deren Mannschaften gilt, welche erst im 20. Jahrhundert die (formale) Unabhängigkeit erlangt haben, wäre jedoch zu diskutieren.

Ob und inwieweit diese Weltmeisterschaft tatsächlich der (deutschen) nationalen Mobilisierung dienen kann, müßte eine langfristig angelegte Studie zeigen. Kommentatorinnen und Kommentatoren, die hier keine Nachhaltigkeit im Sinne kriegerischer Mobilisierung erwarten, können hier nur Vermutungen anstellen<sup>52</sup>. Für mich hat das etwas vom berühmten Pfeifen im Wald. Doch worin könnte die tatsächliche Nutzbarmachung des partygenerierten nationalen Überschwangs liegen? Petra Roth, Frankfurts Oberbürgermeisterin, hat in einem Interview mit der Frankfurter Rundschau Ende Juni 2006 eine Möglichkeit aufgezeigt: die faulen Arbeitslosen mögen sich in Zukunft patriotischer verhalten und dem Kapital geben, was des Kapitals ist<sup>53</sup>. Hier dienen die sozialpolitischen Vorstellungen des deutschen Kapitals, wie sie sich in der Hartz IV-Gesetzgebung zeigen, als Einfallstor für neoliberale Vorstellungen vom selbstgenügsamen und vor allem verantwortungsbewußten Homo Oeconomicus. Dieser, und das

ist der große Irrtum aller Kritikerinnen und Kritiker dieses Konzepts, ist ja nicht nur an der bestmöglichen Verwertung seiner selbst in einem vollkommen markttransparenten Kontinuum interessiert – welches es bekanntlich nur in den halluzinierten Wahnvorstellungen vom totalen Markt geben kann. Die wahre Vorstellung vom Homo Oeconomicus geht jedoch darüber hinaus. Dieser humankapitalistisch orientierte Mensch hat nicht nur seine eigenen Interessen bestmöglich zu vertreten, sondern auch die seines Kapitals. Oder anders: er verwirklicht sich nur dadurch zu seinem Besten, indem er das imaginierte Gesamtinteresse des globalen Kapitals zu seinem eigenen macht.

Selbstverleugnung gehört dazu. Kurz vor Beginn der Weltmeisterschaft begegnete ich auf der Straße einer Familie – Vater, Mutter, etwa sechsjährige Tochter. Während wir vor einer roten Ampel warteten, drehte sich das Gespräch um das bevorstehende Ereignis. Die Tochter begeisterte sich für die italienischen Farben. Darauf meinte der Vater fast schon vorwurfsvoll, auf jeden Fall bestimmt: “Aber wir sind doch für Deutschland!” Offensichtlich fehlten der Tochter noch die patriotischen Gefühle, denn sie entgegnete in aller unschuldigen Offenheit: “Ich finde Italien viel schöner.” Nicht auszuschließen, daß die Kleine zu Hause einer gründlichen Gehirnwäsche unterzogen wurde.

Ein nicht unerhebliches Aggressionspotential scheint diesem Nationalismus ebenfalls innezuwohnen. Eine Bekannte, die sich während der Weltmeisterschaft intensiv mit dem deutschen Team und vor allem mit Miroslav Klose identifizierte, konnte es nicht ertragen, als ich eine DVD mit dem aufgezeichneten Tor von Fabio Grosso abspielte. Sie, die ich bis dahin als vernünftig und zugänglich kennengelernt hatte, stand kurz davor auszuticken. Ihr war und ist es vollkommen unverständlich, wie man nicht für Deutschland sein könne.

Einzelne Beispiele, gewiß. Allerdings lassen sich weitere anführen<sup>54,55</sup>.

Nun führt von hier kein direkter Weg zu Gewalt und Krieg. Allerdings ist zu bedenken, daß das Kapital keine Kategorie im herrschaftsfreien Raum darstellt, sondern es zu seinen Wesenszügen gehört, maßlos zu sein, und diese Maßlosigkeit nicht über den Markt, sondern mit Gewalt exekutiert. Die lange blutige Geschichte der ursprünglichen Akkumulation vom 16. Jahrhundert bis heute wird ergänzt durch die berüchtigten Arbeitshäuser der britischen industriellen Revolution, die innerimperialistischen Scharmützel und Weltkriege des 20. Jahrhunderts und heute durch die Warlordisierung weltweiter Verteilungskämpfe. Robert Kurz hat hierzu in seinem gleichnamigen Buch den Begriff des Weltordnungskriegs verwendet, und so falsch liegt er damit gewiß nicht. Man oder frau muß nicht zur Schwarzmalerei Zuflucht nehmen, um zu begreifen, daß das aufgeklärte 21. Jahrhundert noch ganz andere Monster und einen ganz anderen Terror hervorbringen wird als das vorangegangene<sup>56</sup>. Es ist der Schlaf der Vernunft, der die Ungeheuer gebiert<sup>57</sup>.

Dennoch ist auch festzuhalten, daß sich Untertanen in den Metropolen des Kapitals daran gewöhnt haben, daß erstens derartige Kriege von ihnen ferngehalten wurden und zweitens sie selbst nur in Ausnahmefällen an die Front geschickt werden. Die deutsche Bundeswehr macht seit etwa anderthalb Jahrzehnten die neue Erfahrung,

daß nicht mehr der imaginierte Feind aus dem Osten auf dem Papier oder bestenfalls im Manöver zu bekämpfen ist, sondern ganz konkrete und oftmals schwer faßbare guerilla-ähnliche Trupps ziemlich tödlich sein können. Stück für Stück erweiterte die jeweilige Bundesregierung seit 1989 ihren Einsatzhorizont, bis Kriegsminister Peter Struck 2002 die Parole ausgab, Deutschland sei auch am Hindukusch zu verteidigen<sup>58</sup>. Und das war ernst gemeint! Es ist die Selbstlegitimation einer weltweiten Eingreifdoktrin, die ihre Begründung aus der eigenen Maßlosigkeit zieht. Ideologisch gefärbte Gründe gibt es zuhauf: Joschka Fischer und Rudolf Scharping halluzinierten einen Hufeisenplan und ein Auschwitz im Kosovo - und schon ging das muntere Bomben auf Belgrad los, was insofern pikant ist, weil Serbien bzw. Jugoslawien schon im 1. und 2. Weltkrieg zerstört worden waren<sup>59</sup>. 2006 muß Deutschland mal wieder die Welt retten, konkret: die angeblich demokratischen Wahlen im Kongo sicherstellen. Seltsam nur, daß sich deutsche Firmen auf oftmals illegalen Wegen ziemlich lukrative Rohstoffe aus den Warlord-Gebieten des Kongo aneignen, ohne daß dies das demokratische Gewissen von Kochs Spezi Franz-Josef Jung rühren würde. Wer möchte auch schon gerne genau hinschauen und feststellen, daß die Methoden der ursprünglichen Akkumulation mitten im Kriegsgebiet wiederkehren?<sup>60</sup>

Was unterscheidet also den deutschen Nationalismus heute von anderen? Ist er wirklich gefährlicher? Ich denke, es ist problematisch, heute noch mit Verweis auf die deutsche Kriegsgeschichte, ausgehend vom wilhelminischen Kaiserreich bis hin zum Massenmord der Nazis und ihrer Wehrmacht, dem neuen deutschen Streben nach Weltgeltung Einhalt gebieten zu wollen. Deutschland ist heute ein imperialistischer Staat, der sich zwar in einzelnen Punkten auf vergangene Traditionen stützt. Entscheidend ist jedoch, daß er seine Motivation aus den nicht nur von Peter Struck in seinen Reden verkündeten "neuen Herausforderungen" zieht. Und so betrachtet ist Deutschland heute im Konzert der imperialistischen Großmächte angekommen. Es gibt jedoch keinen Grund, aus dieser "Normalität" den Schluß zu ziehen, daß Nationalismus und Patriotismus etwas ganz normales und irgendwie banales geworden sind. Vielmehr gilt es, jede derartige Haltung abzulehnen, am besten, indem man und frau im eigenen Land<sup>61</sup> anfängt.

Die derzeit zu beobachtende Tendenz zur Historisierung der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts ist Ausdruck dieser veränderten politischen (und militärischen) Großwetterlage. Sicher dient diese Historisierung auch der Verharmlosung. Und doch müssen wir vielleicht neu darüber nachdenken und uns davon ablösen, im deutschen Streben nach Weltgeltung, Einfluß und ökonomischem wie militärischem Expansionismus immer wieder die Wiederholung oder Nachfolge des "deutschen Sonderwegs" zu sehen. Was immer das 21. Jahrhundert bringen wird – friedlicher wird es mit Sicherheit nicht. Thomas Medicus hat – am Beispiel der jüngst in Mode gekommenen Familienromane aus der Erlebniswelt von Nazi-Nachkommen – einige Bemerkungen geschrieben, die zumindest einen Anhaltspunkt darauf geben können, was derzeit ideologisch geschieht:

"Alarmistisch ließen sich solche Trivialisierungen als deutliche Indikatoren einer Verharmlosung von Geschichte deuten. Nüchtern betrachtet sind sie aber vor allem Resultate des Spannungsabfalls eines Schuld diskurses, der seine gesamtgesellschaft-

liche Relevanz weitgehend eingebüßt hat. Er schreibt sich jetzt in den Familienromanen fort, allerdings heruntergebrochen auf biographische Einzelfälle. Noch gelingt es den Vätertöchtern in ihrer Eigenschaft als Täterstöchter eine längst verloren gegangene Unmittelbarkeit zur Epoche des Nationalsozialismus zu suggerieren. Lange wird die zweite Generation jene Verkennung, wonach ihre Erinnerung repräsentativ für alle Generationen sei, freilich nicht mehr aufrechterhalten können. Die Epoche der Erinnerung nach dem Ende der Erinnerung hat längst begonnen. Die Irreversibilität des Übergangs von der Erinnerung zur Geschichte macht die Familienromane zu Scheingefechten. Es handelt sich bei ihnen um signifikante Übergangsphänomene von allerdings nur temporärer Bedeutung.<sup>62</sup>

Doch was hat dies mit dem Fußball und dem neuen Patriotismus zu tun? Nun, eigentlich nichts. Doch andererseits werden just zu dem Zeitpunkt deutsche Soldaten gen Süden geschickt, als die Mehrheit der Deutschen ausgelassen ihr bislang verheimlichtes Nationalgefühl auslebten. Eine Nation, die so leicht – durch sieben Fußballspiele einer Truppe, der man und frau das Fußballspielen gar nicht zugetraut hatte – zu begeistern ist, ist zu allem fähig. Entscheidend ist, daß es keine organisierte Opposition gegen die Wahnsinn gibt. Dabei sein ist eben alles. Und Deutsche sind immer gerne bei allem dabei.



## Nachspiel

Wenn wir den Polizeibericht vom 10. Juli 2006 zur vermutlichen Erhellung der Tatsachen heranziehen, geschah in der Nacht nach dem Endspiel folgendes:

Vier junge Männer im Alter von 16 bis 19 Jahren aus Frankfurt und Hofheim sollen am frühen Montagmorgen in Darmstadt ein Spur der Verwüstung angerichtet und dabei auch das Mahnmal "Denkzeichen Güterbahnhof" massiv beschädigt haben. Daneben sollen sie Straßenbahnhaltestellen verwüstet und die Schaufensterscheiben von mehreren Geschäften eingeworfen haben. Eventuell kommen noch zwei beschädigte geparkte Autos dazu. Der Sachschaden beträgt nach ersten vorsichtigen Schätzungen mindestens 100.000 Euro. Nach dem derzeitigen Ermittlungsstand sei eine politisch motivierte Tat auszuschließen. Ihre nächtliche Anwesenheit in Darmstadt erklärten die Vier damit, daß sie nach dem Besuch der Mainarena in Frankfurt auf die Idee kamen, eine Darmstädter Diskothek aufzusuchen. Diese hatte jedoch geschlossen, weshalb sie mit dem Zug wieder nach Hause fahren wollten. Dort wurden sie nach Hinweisen von Passantinnen und Passanten von der Polizei aufgegriffen. Alkohol war wohl auch im Spiel.



Nov. 2005



Aug. 2006

Gehen wir einmal bis zum Beweis des Gegenteils davon aus, daß politische Motive bei der Zerstörung eines Denkmals zur Erinnerung an die aus Darmstadt verschleppten Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma keine Rolle spielten. Dann zeigt sich eigentlich etwas sehr Normales. Nach dem Besuch der letzten großen Party gehen beliebige Scheiben zu Bruch. Ein Unterschied zwischen Privatbesitz, öffentlichen Anlagen, Konsumtempeln und antifaschistischen Mahnstätten wird nicht gemacht. Es wird nicht einmal darüber nachgedacht. Alles ist gleich: Täter und Opfer, Ausbeuter und Ausgebeutete, Spaß und Zerstörung, Fußball und Alkohol, Glas und Glas.

Deutschland ist im 21. Jahrhundert angekommen.

## Anmerkungen

1. Interessant wäre es zu erfahren, was Gary Lineker denn nun wirklich gesagt hat. Andererseits ist das auch nicht mehr wichtig, denn geflügelte Worte haben ihre eigene Rezeptionsgeschichte.
2. Jan Philipp Reemtsma weist zurecht darauf hin, daß hier keine kollektive Verdrängung, sondern eine Verleugnung vorlag: "Das Verleugnete ist nicht aus dem Gedächtnis verschwunden, es wird wohl erinnert, nur ist es nicht in einer Weise präsent, die wir für angemessen halten. Hier spielen Werturteile eine Rolle." – Jan Philipp Reemtsma: Wozu Gedenkstätten? In: Mittelweg 36, Heft 2/2004, Seite 49-63, Zitat auf Seite 50.
3. Christian Jessen, Volker Stahl, Erik Eggers, Johann-Günter Schlüper: Fußballweltmeisterschaft 1954 Schweiz (2003), Seite 145. Die Autoren beschreiben Herberger als "Maniac".
4. Zur Rezeptionsgeschichte des "Wunders von Bern" siehe auch: Arthur Heinrich: 3:2 für Deutschland. Die Gründung der Bundesrepublik im Wankdorf-Stadion zu Bern (2004).
5. Sepp Maier: "Wahnsinn, wie wir gespielt haben", Interview in: Folke Havekost, Volker Stahl: Fußballweltmeisterschaft 1974 Deutschland (2004), Seite 97.
6. Diese Ära hat eine ganze heranwachsende Generation geprägt, die nichts anderes als die Perspektivlosigkeit von Kohl, Kohl und nochmals Kohl kennengelernt haben. Die psychologischen Auswirkungen dieser Jahre und der damit verbundenen Politik der geistigen Stagnation auf das Bewußtsein von Millionen Teenagern wäre eine eigene Untersuchung wert.
7. Ralph Hartmann: »Die ehrlichen Makler« (1998).
8. Jürgen Elsässer (Hg.): Nie wieder Krieg ohne uns (1999). Jürgen Elsässer: Kriegsverbrechen (2000).
9. Osama bin Laden wurde ja von der CIA dafür ausgebildet, die Ungläubigen auszulöschen. Allerdings vergaß man in Langley, daß eine gute terroristische Ausbildung in Zeiten der Globalisierung überall nützlich sein kann.
10. Zu finden über die Suchfunktion auf der Webseite der Bundeswehr.
11. Ehemals Bauernopfer des Kofferträgers Roland Koch.
12. Reuters, 24. Juli 2006. Carsten Hoffmann: Was wäre, wenn ein Deutscher auf einen Israeli schießen müsste? In: Darmstädter Echo, 26. Juli 2006, Seite 2. Vielleicht denken Israelis hierüber inzwischen "normaler" als Deutsche. Israels Ministerpräsident Ehud Olmert sprach sich am 3. August 2006 für den Einsatz deutscher Truppen im Libanon aus. Ob er damit allerdings auch den Nerv seiner eigenen Gesellschaft trifft, wäre noch herauszufinden. Jedenfalls scheinen sich die Eliten in Deutschland und Israel an diesem Punkt aufeinander zu bewegen. [Darmstädter Echo vom 4. August 2006: Israel will deutsche Soldaten in Libanon]
13. Antirassistische Initiative e.V. [Berlin]: Bundesdeutsche Flüchtlingspolitik und ihre tödlichen Folgen 1993 bis 2002. 10 Jahre im Rückblick. 10. Auflage [2003]. Gruppe tarif\_a beim Bayerischen Flüchtlingsrat: Hörspiel "LH 588", als Audiofile zu finden auf <http://www.freie-radios.net/portal/content.php?id=12644>.

14. Der geradezu hysterische Aufschrei war groß, als diese allgemein bekannte Tatsache kurz vor Beginn der Fußball-Weltmeisterschaft ins öffentliche Bewußtsein gerückt wurde. Siehe Peter Nowak: Zu Gast bei Feinden, in: Telepolis vom 18. Mai 2006 [<http://www.telepolis.de/r4/artikel/22/22696/1.html>]. Wolfgang Pomrehn: Gewalt auf der Straße, in: Telepolis vom 22. Mai 2006 [<http://www.telepolis.de/r4/artikel/22/22718/1.html>]. In Darmstadts Partnerstadt Freiberg gibt es eine alternative Zeitung, den FreibÄrger [[www.freibaerger.de](http://www.freibaerger.de)]; dort finden sich im Laufe der Jahre einige unappetitliche Beispiele deutscher Flüchtlingspolitik und deutschen Täterschutzes.
15. Jens Weinreich: Die Kunst des Rechnens, in: Berliner Zeitung vom 10. Juni 2006, online: [http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/spezial/dossiers/wm\\_2006/060613\\_4/-index.php](http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/spezial/dossiers/wm_2006/060613_4/-index.php).
16. Rainer Kalb: Das Geld zu Gast bei Freunden, in: Darmstädter Echo vom 3. Juni 2006.
17. Der Juni gibt den Hotels einen Kick, in: Darmstädter Echo vom 1. August 2006.
18. WM nur vereinzelt spürbar in der Kasse, in: Darmstädter Echo vom 1. August 2006.
19. Deutsche Musikindustrie beklagt desaströses Sommergeschäft, in: Der Spiegel 31/2006, Seite 70.
20. Enough is enough, Ausgabe 25, Sommer 2006, Seite 6. Eine Schnupperversion mit diesem und dem folgenden Zitat gibt es als PDF auch online: <http://www.rosalux.de/cms/uploads/media/EIE-Zeitung.pdf>.
21. Enough is enough, Ausgabe 25, Seite 3.
22. Eduardo Galeano: Der Ball ist rund und Tore lauern überall (1995, deutsch 1997), Seite 132.
23. Galeano Seite 133.
24. Alex Bellos: Futebol (2002, deutsch 2004), Seite 98-122. Ruy Castro: Garrincha (1995, deutsch 2006).
25. Insofern sind die Äußerungen eines Rudolf Scharping nach der Doping-Tour de France 2006 einfach lächerlich. Der "reine Sport", der ihm vorschwebt, ist ein anachronistischer und nicht einmal historisch korrekter Mythos. Vgl. hierzu auch Jörg Hanau: Scharpings schwerer Anstieg, in: Frankfurter Rundschau vom 5. August 2006 [[http://fr-aktuell.de/in\\_und\\_ausland/hintergrund/?em\\_cnt=941919](http://fr-aktuell.de/in_und_ausland/hintergrund/?em_cnt=941919)]. – Abgesehen davon: hatte Rudolf Scharping als Verteidigungsminister nicht 1999 die deutsche Öffentlichkeit mit der Erfindung des serbischen Hufeisenplans "gedopt"?
26. El Pais vom 22. Juni 2002.
27. Wie wir wissen, haben deutsche Nationalmannschaften eher Probleme mit der B-Auswahl eines Landes, in dem Fußball eben nicht gerumpelt wird: siehe Portugal bei der Europameisterschaft 2000 und Tschechien bei der Europameisterschaft 2004.
28. Gerd Fischer und Jürgen Roth haben diesem Endspiel in ihrem Buch "Ballhunger" (2005) ein eigenes Kapitel gewidmet: "Das Fatum der Vergeblichkeit. Wie die deutschen Brasilianer über die brasilianischen Deutschen im WM-Finale 2002 unverdient verdient obsiegten".

29. Günter Rohrbacher List: Otto Rehhagel, in: Dietrich Schulze-Marmeling (Hg.): Strategen des Spiels (2005), Seite 226-238.
30. Dietrich Schulze-Marmeling: Johan Cruyff, in: Dietrich Schulze-Marmeling (Hg.): Strategen des Spiels, Seite 214-225.
31. Nicola Tietze hielt am 3. Juli 2006 einen öffentlichen Vortrag unter dem Titel *Zinedine Zidane oder das Spiel mit den Zugehörigkeiten*. Zu diesem Zeitpunkt konnte sie noch nichts von Zidanes Ausraster sechs Tage später wissen. Die daraufhin überarbeitete Fassung dieses Vortrags ist in Heft 4/2006 der Zeitschrift *Mittelweg 36* abgedruckt [Seite 73-92].
32. Entschuldigung, aber kein Bedauern, in: Darmstädter Echo vom 13. Juli 2006. Zidane weiter: "Ich kann meine Handlung nicht bedauern, weil das bedeuten würde, dass er Recht hatte, es zu sagen. Ich kann es nicht, ich kann es nicht, ich kann es nicht sagen. Nein, er hat kein Recht, das zu sagen, was er sagt."
33. Marco Materazzi erklärte gegenüber der italienischen Sportzeitung *Gazzetta dello Sport* den Vorgang so: "Ich habe an seinem Trikot gezogen. Da hat er gesagt, wenn ich sein Trikot unbedingt haben wolle, könne ich es ja nach dem Abpfiff haben. Ich habe darauf geantwortet, dass mir seine Schwester lieber wäre." Selbstverständlich findet Materazzi nichts dabei, Frauen zur männlichen Verfügungsmasse zu erklären, so von Mann zu Mann. Und von Mann zu Mann fügt er hinzu: "Man schließt Frieden nach verheerenden Kriegen, warum sollten wir keinen Frieden schließen?" [afp am 5. September 2006] Ja, warum eigentlich nicht? Mord und Totschlag gehören zu einer ordentlichen Männerwelt genauso dazu wie verbale und pedale Gewalt auf dem Fußballplatz. Allerdings frage ich mich dann, warum sich Herr Materazzi über den Kopfstoß beschwert. Oder gehört ein Kopfstoß nicht zu einem ordentlich brutalen Männersport? – Marco Materazzi erklärte laut Medienberichten vom 18.08.2007 in der italienischen Fernseh- sendung "TV Sorrisi e Canzoni", er habe zu Zidane gesagt: "Ich bevorzuge die Nutte von deiner Schwester."
34. Elke Wittich: Für meine Schwester! in: Jungle World, Nummer 30 vom 26. Juli 2006 [www.jungle-world.com].
35. Christoph Bausenwein: Geheimnis Fußball (1995/2006), Seite 219.
36. Kriminelle Energie – Die Niederlande scheitern im schmutzigen Karten-Spiel, in: Süddeut- sche Zeitung: 2006, WM-Bibliothek Band 15, Seite 82-85.
37. 1986 Marokko, 1990 Kamerun, 1994 und 1998 Nigeria, 2002 Senegal, 2006 Ghana.
38. Monica Lierhaus (Hg.): Germany 2006, Seite 98. Winfried Schäfer: "In der Elfenbeinküste sind Strukturen vorhanden, die andere afrikanischen Nationen noch schaffen müssen. Doch wenn Afrika seine Probleme überwinden kann und die nötigen Strukturen in der Nachwuchsarbeit und Organisation schafft, dann bin ich überzeugt, daß 2010 zwei afrikanische Mannschaften im Halbfinale stehen werden."
39. Gert auf der Heide: "Teamgeist" lässt den Torwart alleine, in: Darmstädter Echo vom 28. Juni 2006, Seite 31.
40. <http://waltpolitik.powerbone.de/specials/wkfusbal.htm#Gedanken>
41. Wilfried Hinrichs: Der Ball ist gar nicht rund, in: Darmstädter Echo, Sonderbeilage zur Fußball-Weltmeisterschaft, 6. Juni 2006, Seite 13.

42. Italien verlor das Elfmeterschießen im Halbfinale 1990 gegen Argentinien und das Elfmeterschießen 1994 im Endspiel gegen Brasilien. 1998 scheiterte Italien im Achtelfinale an Frankreichs Elfmeterschützen. Das Elfmeterschießen im Finale 2006 gegen Frankreich war das erste, das Italiens Nationalmannschaft gewann.
43. Das Darmstädter Echo zitiert am 5. Juli 2004 Franz Beckenbauer zur Suche nach einem neuen Nationaltrainer mit den Worten: "Eigentlich brauchen wir einen Zauberer, doch den findest du nur im Zirkus Krone." Oder in Kalifornien. Pikanterweise war der Wunschkandidat von Rudi Völler und Franz Beckenbauer der Trainer des frisch gekürten Europameisters – Otto Rehhagel; in gewisser Weise auch ein Zauberer.
44. "Vor ein paar Wochen hätten wir so ein Spiel noch 0:1 verloren", zitiert das Darmstädter Echo am 5. Juli 2004 Michael Ballack.
45. Eine kluge Charakterisierung der Arbeit von Jürgen Klinsmann findet sich im Aufsatz "Jürgen Klinsmann – Reformator aus Kalifornien" von Dietrich Schulze-Marmeling im von ihm 2005 herausgegebenen Buch "Strategen des Spiels" auf den Seiten 332 bis 343.
46. Jens-Jörg Wannemacher: "Costa Rica hauen wir weg", in: Darmstädter Echo vom 8. Juni 2006.
47. FreibÄrger, Freibergs alternative Zeitung, Nummer 51, August/September 2006, Seite 4. [www.freibaerger.de]
48. Mit so viel Müll erst im Halbfinale gerechnet, in: Darmstädter Echo vom 27. Juni 2006.
49. Aus der Traum, in: Darmstädter Echo vom 5. Juli 2006, Seite 1. Die Party ist aus, in: Süddeutsche Zeitung: 2006, WM-Bibliothek Band 15, Seite 132-133.
50. Wolfgang Kraushaar: Aus der Protest-Chronik, in: Mittelweg 36, Heft 4/2004, Seite 92-95.
51. Christoph Bausenwein: Geheimnis Fußball.
52. Goedart Palm: When The Music's Over. Reflexionen aus der beschädigten Welt der WM-Party-Patrioten, in: Telepolis vom 6. Juni 2006 [http://www.telepolis.de/r4/artikel/23/-23038/1.html]. Alexandra Welsch gibt in ihrem Bericht über die Abschlußdiskussionsveranstaltung zur Ringvorlesung "Stadionwelten" [www.stadiumworlds.de] an der TU Darmstadt die Soziologin Beate Kraus wieder: "Das war ein einmaliges Fest und kein Ausdruck von Patriotismus." [Darmstädter Echo vom 21. Juli 2006]
53. "Allianz degradiert Frankfurt zur Filiale". Oberbürgermeisterin Petra Roth über den Arbeitsplatz-Abbau in der Stadt und den Start von Schwarz-Grün im Römer, in: Frankfurter Rundschau, Lokalnachrichten vom 29. Juni 2006. Petra Roth sagt dort: "Wir haben in Frankfurt eine Arbeitslosenquote von 9,8 Prozent. Das ist schlimm, anderen Städten geht es jedoch viel schlechter. Aber es bleibt das Problem, wie wir neue Arbeitsplätze schaffen. Ich glaube, dass die Fußball-Weltmeisterschaft bei den Menschen zu einer Bewusstseinsänderung führt, dass sie jetzt auch einfachere Arbeiten annehmen. Dazu waren bislang leider manche Arbeitslose nicht bereit."
54. Die Welt in Angst vor Deutschland? In die Feiern der WM-Gastgeber mischen sich immer mehr aggressive Töne, in: Neue Zürcher Zeitung vom 5. Juli 2006 [http://www.nzz.ch/-2006/07/05/wmn/articleE9OQ7.html].
55. Eine instruktive, womöglich sogar repräsentative Blütensammlung deutsch-nationaler Gesinnung findet sich im Weblog der Initiative gegen die Bebauung des Sparbiertplatzes: http://keindiakoniekrlinikum.blogspot.de/stories/406373/.

56. Robert Kurz: Weltordnungskrieg (2003).
57. Francisco Goya: Capricho 43 (1799).
58. Peter Struck am 5. Dezember 2002. Siehe hierzu auch die "Ausführungen des Bundesministers der Verteidigung, Dr. Peter Struck, anlässlich der Pressekonferenz zum Thema 'Weiterentwicklung der Reform' am 21. Februar 2003 in Berlin", über die Suchfunktion recht einfach auf der Webseite des BMVg zu finden.
59. Jürgen Elsässer: Kriegsverbrechen.
60. Wolfgang Pomrehn: Im Kongo künftig einen Fuß in der Tür, in: Telepolis vom 8. Juni 2006 [<http://www.telepolis.de/r4/artikel/22/22845/1.html>].
61. Im Sinne von: das Land, in dem man und frau aus biografischen Gründen lebt.
62. Thomas Medicus: Im Archiv der Gefühle, in: Mittelweg 36, Heft 3/2006, Seite 2-15, Zitat auf Seite 15.